B67-1594

...nistische Märchen

von

Dr. Max Grunwald

Benjamin Harz Verlag · Berlin – Wien

280

Monistische Märchen

Dr. Max Grunwald

Monistische Märchen

Aus einem Briefwechsel

1921

Benjamin Harz Verlag * Berlin — Wien

Druck von G. Kreysing in Leipzig

Der Neuen Dammtor-Synagoge in Hamburg,

der Stätte meines ersten rabbinischen Wirkens,

zur Feier ihres 25 jährigen Bestehens am 29. August 1920

in treuer Anhänglichkeit

zugeeignet.

Inhalt

	Seite
Der „Urmensch“	11
Kristall„seelen“	19
Die „Stammbäume“	28
„All-Eins“	36
Kosmogonien	50
„Zufall“	56
Die „religiöse Lüge“	67
„Religionen verdummen den Geist“	81
Die „neue Sittenlehre“	93
„Sozialismus im Tierreich“	107
„Denkende“ Materie	113
Biblische „Mythen“	129
Das „Märchen“ vom Paradies. Die Sintflut-„Sage“	141
Jenseitsreligionen	147
Monismus gegen Mythologie	154
„Erbsünde“	164
„Die Sünden Gottes“	181
Verzeichnis der Namen	197

Vorbemerkung.

Die folgenden Ausführungen entsprangen den dringenden Bitten eines Studenten, der, gleich vielen seiner Altersgenossen, wiederholt vor mir dem Bedürfnis Ausdruck verlieh, zwischen Judentum und Naturwissenschaft eine Brücke zu finden. So wollten denn diese Skizzen zu der Erörterung für und wider den Monismus, die unter dem Eindruck des Hinscheidens Ernst Haeckels wieder einmal in lebhaften Fluß geraten war, einen Beitrag liefern, der unserer Jugend zur Einführung in ein wichtiges Gebiet der Apologetik willkommene Dienste leisten könnte. Sollten meine Worte auch nur einer jugendlichen Seele ihre religiösen Zweifel zu beheben behilflich sein, ihr Zweck wäre erreicht und mir eine herzliche Freude bereitet.

Bis auf wenige Zusätze wurden die Kapitel einzeln im Sommer und Herbst vorigen Jahres in „Bloch's Wochenschrift" veröffentlicht. Bei bekannteren Gegenständen glaubte ich von Autorenzitierungen absehen zu dürfen.

Wien, im Juli 1920. Der Verfasser.

Der „Urmensch."

Wie ich sehe, bist Du, mein lieber Ernst, noch immer der alte. Nicht sattzukriegen. Weil ich mich einmal verleiten ließ, Dir in den Schützengraben eine Trostepistel zu verabreichen, darum muß ich Dir jetzt über alle möglichen letzten Dinge auf der Stelle Rede und Antwort stehen? Gerade jetzt in den Hundstagen?

Mein Briefwechsel mit Haeckel hat mit seinem „Monismus" nichts zu tun. Ebensowenig mein Buch, das er in den „Welträtseln" zitiert. Wenn Du aber durchaus von mir hören willst, wie ich mich zu ihm stelle, so kann ich Dir natürlich hier in der Sommerfrische nicht mit gelehrtem Rüstzeug aufwarten. Und was könnte ich Dir Neues bieten? Du hast mich aber, lieber Junge, wieder an einer empfindlichen Stelle gepackt. Unseren Intelligenzlern gilt es zu zeigen, daß das Judentum keinerlei Grund hat, einem Waffengange mit den Rittern vom Geiste Haeckels auszuweichen. Unsere Jugend braucht eine Anleitung, sich mit allen

wissenschaftlichen Tagesfragen, auch vom Standpunkte des Juden aus, gründlich auseinanderzusetzen.

Blindes Glauben gibt es bei uns nicht. „Erkennen sollst du," heißt es im Deuteronomium, — nicht glauben — „daß der Ewige der waltende Gott ist im Himmel und auf Erden und keiner sonst!" Und wie rüttelt Jeremia (22, 15 fg.) die Gewissen auf? „Hat nicht auch Dein Vater gegessen und getrunken? Aber er übte Recht und Gerechtigkeit, da ging es ihm gut. Er nahm sich der Sache der Armen und Dürftigen an, da ging es gut. Heißt das nicht, mich erkennen, spricht der Ewige?!" Erkenne! Gedenke! Bewahre! Tue! Das sind die kategorischen Imperative des Judentums. Nicht andächtig schwärmen, sondern sittlich handeln! Den Gott, den Dir der Vater überliefert, erproben in Deiner Tat, ihn erkennen in dem Segen, den sie stiftet, in der Freude, die sie bereitet, anderen und rückwirkend Dir selbst! „Erkenne den Gott Deines Vaters!" (1. Chronik 28, 9). So hallt es wider durch alles, was jüdischer Geist geschaffen. Die Bitte um Erkenntnis, Vernunft und Verstand ist die erste in unserem täglichen Hauptgebete.

Ihn „zu befragen", bei ihm „zu lernen" kam man und kommt man zum Rabbiner, nicht um ihm zu beichten oder bei ihm Messen zu bestellen.

Ein Korrespondent der „Frankfurter Zeitung" fragte einmal einen Deutschamerikaner, einen gebürtigen Mannheimer: Die Messen, glauben Sie, genügen, Ihnen den Eintritt in den Himmel zu sichern? „Yes, äch glaub's," beteuerte der Biedere. „Denn de clergyman sägt's und de clergyman muß es wissen. Denn das is sei Geschäft. Äch bin a man vons Glasgeschäft. Äch kann mich nächt bekimmern um der Frage von de religions. Äch han nächt de Zeit; denn time is money. Wenn äch en Schuh han, der 'n Loch häd, gäh äch nächt zum tailor; äch gäh zum Schuster. Änd also gäh äch zum clergyman. Änd wenn's nächt wahr wär': Ich muß es glaube. 's is sei Geschäft, er wird dafor bezahlt."

Köstlich dieses naive Geständnis! Aber mir scheint, auch Du dachtest Dir: „Er wird dafor bezahlt." Also, Herr Doktor, „heraus mit Eurem Flederwisch!"

Besehen wir uns einmal den „Monismus", das Dogma, dem, wie ich merke, auch Du zuneigst, ein wenig bei Lichte!

In den Siebzigerjahren hielt Du Bois-Reymond, der „Ignorabimus"-Mann, einen Vortrag, in dem er sieben „Welträtsel" als Probleme bezeichnete, die sich exakter Lösung ewig verschließen würden. Es sind die Fragen:

1. Welches ist der Ursprung von Kraft und Materie? 2. Wie ist in die ruhende Materie die erste Bewegung hineingekommen? 3. Wie ist innerhalb der bewegten Materie Leben entstanden? 4. Wie erklären sich Naturvorgänge von einer Zweckmäßigkeit, wie sie dem vernünftigen Handeln des Menschen entspricht? 5. Wie sollten durcheinanderwirbelnde Kügelchen, aus denen doch unsere Gehirnmasse besteht, Empfindungen zustande bringen? 6. Wie entwickeln sich innerhalb der Lebewesen Verstand, Vernunft und Sprache? 7. Wie ist bei einem physisch gebundenen Wesen ein freier Wille möglich?

Allen diesen „Welträtseln" will Haeckel die Lösung gefunden haben. Alles Leben läßt er ohne Zuhilfenahme eines übersinnlichen Faktors auf rein mechanischem Wege, nach gewissen, der Materie innewohnenden Gesetzen bis hinauf zum Menschen entstanden sein.

Das ist das Wesen seines Monismus. Abgewiesen wird also die Annahme einer schöpferischen Intelligenz, überhaupt eines besonderen geistigen Prinzips. Diese Entwicklung, im Sinne Haeckels, nahm etwa folgenden Verlauf:

Zufällig, d. h. unter Ausschluß einer zwecksetzenden Intelligenz, entstand eines Tages, etwa zur Zeit der Urschieferformation, eine Kohlenstoffverbindung in

Form eines einzelligen Lebewesens, einer Monere. Sie entwickelte sich auf dem Wege der Zellteilung zu einem mehrzelligen Urtierchen, einem Protozoon. In ihrem Innern sammelte sich Flüssigkeit an, die die Zellen an die Peripherie drängte, wo sie eine dünne Wand bildeten, entsprechend dem Stadium der uns bekannten Flimmerschwärmer, der Planula. Der sackartige Hohlraum erhielt eine Öffnung und die bisher einschichtige Zellhülle wurde zweischichtig. Es waren die Anfänge des Mundes und des Darmes da, auch zwei Keimblätter, aus deren einem Haut und Fleisch, dem anderen die Organe der Ernährung und Fortpflanzung sich entwickelten. Dies war das Urdarmtier, die Gastraea. Nun erfolgte der Übergang zu den Wirbeltieren. Es entstanden Rückenmark und Gehirn, Wirbelsäule und Schädel. So lebten wir, den Haifischen ähnlich, im Urmeer. Von da aus entwickelten wir uns zu Lurchen. Unsere Stellung war etwa zwischen dem Salamander und der Eidechse. Nun setzten wir Milchdrüsen an, bildeten die Schuppen zu Haaren um und erhoben uns so zu Säugetieren. Inzwischen war die Tertiärzeit angebrochen. Nach Überwindung der Stufen der Schnabel- und Beuteltiere stiegen wir zu den Halbaffen, von diesen zu den geschwänzten Schmalnasen, weiterhin zu den schwanzlosen Menschenaffen

empor, unserem Gorilla, Schimpansen und Orang-Utang entsprechend. Von diesem Stadium gingen wir zu dem des sprachlosen Affenmenschen über, wir erwarben das Sprachvermögen und waren zum eigentlichen Menschen geworden.

Zunächst ein Wort über diese letzte Entwicklungsstufe, die Abstammung des Menschen vom Affen. Schon im alten Griechenland hatte Anaxagoras den Menschen vom Tiere herleiten wollen. In England suchten Huxley und Darwin dafür Beweise zu erbringen. Zu ihrer Kennzeichnung genügt das eine Argument: Der Schwanz der Schwanzaffen sei dadurch, daß sie auf ihm zu sitzen pflegen, bei einigen beschädigt worden und schließlich ganz weggefallen. Daher fehle er beim Menschen und menschenähnlichen Affen.

Es stand schlimm um die Affentheorie. Nicht nur die „Fliegenden Blätter" waren es, die sich über sie belustigten.

Da wurden in den Neunzigerjahren auf Java Skelettreste gefunden, in denen man den heißersehnten Pithecanthropus erectus, das Zwischenglied zwischen Mensch und Affe, erblicken wollte. Welch ein Jubel unter den Darwinianern, Haeckel voran! Das Bild von Gabriel Max in allen möglichen Schaufenstern und illustrierten Zeitschriften.

Heute spricht kein Mensch davon. Der vermeintliche Affenmensch hat sich als echten Affen entpuppt.

Scharf und prinzipiell unterscheidet sich aber schon anatomisch der Mensch vom Affen. Eher wäre man versucht, den Affenschädel, als spezialisiert, vom Menschenschädel, als einfacher, primitiver Bildung, herzuleiten. Der aufrechte Gang beruht beim Menschen auf ganz anderen anatomischen Bedingungen als beim Affen. Der menschliche Fuß ist von der Hinterhand des Affen grundverschieden. Vor allem, von anderen Momenten abgesehen, des Menschen geistige Begabung! Im ganzen Tierreich gibt es nicht wieder zwei Ordnungen, die so weit voneinander abstünden, als Mensch und Affe. Der „Urmensch", wie wir uns den Neandertalmenschen zu denken haben, ist Mensch, Bein von unserem Bein und Geist von unserem Geist. Genau das Gleiche besagt die biblische Schöpfungsgeschichte, nur mit anderen Worten.

Wenn Du mich also fragst, wie sich der Haeckelsche Affenmensch mit der biblischen Genesis verträgt, so kann ich Dir mit einer Anekdote antworten. Ein König von Frankreich wurde einst auf einer Reise durch sein Reich am Tore einer kleinen Stadt vom Vertreter des Bürgermeisters mit den Worten empfangen: „Sire, halten zu Gnaden, es sind dreizehn Gründe, warum

unser Bürgermeister nicht selber hier sein kann, um Sie zu begrüßen. Der erste Grund: daß er gestorben ist.“ Worauf der gute König erwiderte: „Dieser erste Grund genügt mir so völlig, daß ich den Herren Vertreter um die anderen zwölf nicht bemühen will.“

So genügt auch Dir wohl der erste Grund: Der Affenmensch existiert gar nicht, außer in der Phantasie einiger Naturphilosophen! „Das missing link war eine Schöpfung des Traumes“ (Virchow).

Soviel für heute nebst treuen Grüßen

Von Deinem alten Onkel.

Kristall„seelen“

Die Versuche Neissers u. a., die zwischen Menschen- und Affenblut eine Verwandtschaft aufgedeckt haben, sind mir wohl bekannt. Um so mehr tut der Hinweis not, daß ein Zwischenglied zwischen Mensch und Affe bisher nicht gefunden, sondern nur erfunden ist. In jeder Wissenschaft gibt es Geister, die mit genialer Intuition voraussagen, was späteren Entdeckungen zu bestätigen vorbehalten bleibt. Was man aber in der Chemie von Mendelejeff, in der Geschichte von unserem Grätz, in der Bibelwissenschaft von Bickell mit seiner Sirachrekonstruktion sagen darf, deren Aufstellungen die spätere Forschung rechtgegeben hat, soweit sind wir mit Häckels Luftbauten noch lange nicht. Die Schecke ist mit ihm durchgegangen. Derartige Prophezeiungen sind keine Argumente. Es kann damit ergehen, wie mit Victor Hugos Voraussage, es werde im 20. Jahrhundert keinen Krieg mehr geben.

Ja, Du hältst mich in Atem, lieber Freund! Dein

Religionslehrer hatte nicht so unrecht, wenn er damals Euch halbwüchsigen Burschen einfach erklärte, er habe sich auf Einzelheiten der Deszendenztheorie nicht einzulassen. Das Judentum verhalte sich diesen Fragen gegenüber neutral. Dir, als Wissenschaftler, kann ich jetzt damit nicht mehr kommen. Da gibt es kein Kneifen. Frage nur immerzu! Die Negierung des Affenmenschen bist Du also so gnädig, mir zu konzedieren. Aber „die prinzipielle Einheit" des Organischen und Anorganischen, die könne ich doch nicht bestreiten.

Immer langsam voran! Autos epha! Dein Häckel sagt: Auch Kristalle „wachsen". Er selbst gibt zu, daß dieses „Wachstum" der Kristalle von dem der Zellen verschieden ist. Haeckel spricht den Kristallen auch Assimilation und Fortpflanzung zu. Ebenso findet er für den Stoffwechsel eine Analogie (!) in der anorganischen Chemie. Selbst „unbewußte Empfindungen" besitzen bei ihm die Moleküle bei der Kristallbildung. Daß hier die Wissenschaft aufhört, mußt Du Dir selber sagen. Seit wann sind Analogien Identitäten? Und eine „unbewußte Empfindung" ist ein hölzernes Eisen, eine contradictio in adiecto.

Was Organisches von Anorganischem in biologischem Sinne unterscheidet, sind die Lebensfunktionen, das

heißt im wesentlichen: Bewegung, Reizbarkeit, Stoffwechsel, Wachstum und Fortpflanzung, also das, was Haeckel schon im Anorganischen finden will, aber nicht nachweist. Es ist ferner der morphologische Unterschied, die prinzipielle Verschiedenheit in der Struktur. Nur chemisch bilden beide Reiche eine Einheit. Ein Eisenteilchen ist das gleiche im Rade der Lokomotive, wie in der Blutzelle. Der Unterschied liegt nicht in den Kräften, sondern in den Leistungen. Wiederum deckt sich somit das Ergebnis der Wissenschaft mit dem Bericht der Bibel, die ja auch das Organische (nefesch chajjah) aus dem Anorganischen hervorgehen läßt.

Allerdings ist es hier die göttliche Schöpferkraft, die im Organischen die Arten schafft. Nur beim Menschen liegt ein ganz besonderer Schöpfungsakt vor. Gott nimmt Staub von der Erde, bildet ein Individuum und haucht ihm eine „lebendige Seele" (nischmath chajjim) ein.

Was sagt nun die Wissenschaft zu diesem geistigen Prinzip, das in der biblischen Genesis auftritt?

Von dem persönlichen Verhalten eines Newton, Faraday u. a., die streng bibelgläubig waren, will ich ganz absehen. Auch daß Huxley als die einzige Religion, die ihn anspreche, die der Propheten Altisraels be-

zeichnet, sei nur nebenbei erwähnt Ein Linné, ein Cuvier stehen aber auch in ihren Lehren ganz auf biblischem Boden. Kant kommt in seiner „Kritik der Urteilskraft" zu dem Ergebnis: „Nach der Beschaffenheit und den Prinzipien unseres Erkenntnisvermögens müssen wir die Natur in ihren uns bekanntgewordenen, zweckmäßigen Anordnungen nicht anders, als das Produkt eines Verstandes, dem diese unterworfen ist, denken." Betont werden muß besonders, daß Darwin selbst, übrigens ein eifriger Kirchenbesucher, ausdrücklich erklärt: „Ich halte dafür, daß alle Lebewesen, die je auf der Erde gewesen sind, von einer Urform abstammen, der das Leben vom Schöpfer eingehaucht wurde." In seinem „Origin of Species" (1901, S. 669) liest man: „There is grandeur in this view of live, with its several powers, having been originally breathed by the Creator into a few forms or into one." An einen deutschen Studenten schrieb Darwins Sohn im Namen des Vaters: „Er ist der Meinung, daß sich die Theorie der Entwicklung, sehr wohl mit dem Glauben an Gott verträgt." Waren doch die Schiffsoffiziere nicht wenig erstaunt, als Darwin Aufstellungen der modernen Naturforschung aus der Bibel herauslesen wollte.

Wie durfte ihm da Haeckel die Behauptung unter-

schieben, die Entwicklung habe ohne einen vorgefaßten Plan, d. h. ohne Mitwirkung eines geistigen Faktors, sich vollzogen? Wie fein rächt sich Darwin dafür, wenn er von Haeckel sagt: „He out darwined me", er überdarwint mich!

Nun wird von Haeckel selbst erzählt, er habe einmal gesprächsweise geäußert: „Da stoßen sich die Leute an meinem Materialismus; aber ich leugne ja gar nicht den Geist . . ., ich leugne ja gar nicht das Leben." Einem solchen Bekenntnis widerspricht seine ganze Weltanschauung. Gerade an seinen Namen knüpft sich für die Gegenwart das Hineintragen einer rein materialistischen Auffassung in die Naturbetrachtung.

Haeckel leugnet das Leben, insofern wir unter diesem Begriff alle jene Leistungen zusammenfassen, die, so verschieden ihre Wirkungsweise, doch alle darin harmonisch ineinandergreifen, daß sie alle dem gemeinsamen Zwecke zustreben, den Organismus selbst oder seine Art zu erhalten. Diese „Zielstrebigkeit" findet sich nur im Organischen. Die tote Materie ist dem Zufall unterworfen in dem Sinne, daß darin kein Agens zutage tritt, das der planvollen Vernunft des Menschen entspräche. Nur das Organische zeigt jene Fähigkeit, materielle Energie hinsichtlich ihrer Rich-

tung zu bestimmen, die das Wesen des Lebens ausmacht. Ohne dieses Etwas, das die Richtung des Energieverlaufes im Organischen bestimmt und ihn kontrolliert, wäre ein gewisser Effekt zur gewissen Zeit unmöglich. Ohne Zielen kann man nicht treffen, was man will und wann man es will. „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten."

Worin dieses Etwas besteht, bleibe zunächst dahingestellt. Ebenso, ob es immanent ist oder transzendent. Jedenfalls tritt damit nichts zur Materie, nichts zur Energie hinzu. Beide bleiben konstant. Wichtig ist hier für uns nur die Feststellung, daß sie nach dem heutigen Stande unserer Erkenntnis erst im Organischen wirksam gedacht werden kann. Darüber hinaus, daß alle Lebenserscheinungen je nach Bedürfnis erfolgen, je nachdem sie zur Erhaltung des Lebens erforderlich sind, jenseits dieser Tatsache, auf der der sogenannte Neovitalismus fußt, hat die Wissenschaft der Gegenwart nichts auszusagen. Nur darf hier, insofern das Wesen des Geistigen in Absicht und Zweck besteht, von Geist geredet werden.

Leben und Geist nach dieser, heute allein zulässigen Definition leugnet Haeckel. Er setzt an ihre Stelle eine mechanistische Weltanschauung. Statt einer zureichen-

den Erklärung bietet er ein neues Problem. Er stellt hiermit zugleich ein Dogma auf, hat also gewiß kein Recht, den Glauben an einen persönlichen Weltschöpfer, als dogmatisch, zu bekämpfen.

Es ist wohl wahr: ohne „Glaubenssätze", ohne Hypothesen und Theorien kommt auch die Wissenschaft nicht aus. Daß sie gezwungen ist, vom Glauben Gebrauch zu machen, beklagt Haeckel selbst. Hierhin gehören die Wellentheorie des Lichtes, die Atom-, die Zellentheorie, die Schwerkraft, die Einwirkung von Kraft auf Materie, das lebende Protoplasma, der Aether, die Vererbungstheorie u. a. Sie sind unentbehrlich als regulative Prinzipien, bis man statt ihrer Besseres gefunden hat. Aber sie sind naturwissenschaftlich; denn die Wellenschwingungen des Lichtes, die Teilbarkeit der Materie, die Struktur der Gewebe usw. sind empirisch gewonnene Tatsachen.

Hingegen ist die Hypothese einer Urzeugung, das heißt die Annahme, daß sich Lebewesen von selbst aus anorganischer Substanz bildeten, ebenso wie die Deszendenztheorie, auf die ich noch zu sprechen komme, naturphilosophisch. Denn die Erfahrung kennt keine Entstehung von Lebewesen aus Anorganischem, sondern Zelle entsteht nur aus Zelle.

Der Monist muß somit annehmen, daß die Natur-

gesetze, die ihm doch als ewig unabänderlich gelten, früher einmal anders wirksam waren als heut. Da jene Anfangsbedingungen heute nicht mehr vorkommen, müßte sich die Erde seit dem Bestehen des Organischen absolut geändert haben.

Er begeht somit eine Inkonsequenz. Der Theist hingegen setzt an den Anfang der Schöpfung ein geistiges Prinzip. Wir sehen, daß ein solches auch von der modernen Wissenschaft angenommen wird, wie Weismann einmal sagt: „Der mechanistische Erklärungsversuch befriedigt nicht unser Kausalitätsbedürfnis."

Das Wesen dieses geistigen Prinzipes wissenschaftlich zu erfassen, sind wir derzeit nicht imstande. In der Natur begegnen uns Bildungen, die uns zwecklos, ja zweckwidrig scheinen. Disharmonien, die als Harmonien zu erkennen, vielleicht einer späteren Zeit vorbehalten bleibt. Vorläufig sind sie das Geheimnis jenes geistigen Faktors. Schranken unserer Erkenntnis, an die wir bei dem gegenwärtigen Stand unseres Wissens anrennen, wie die Fliege an die Fensterscheibe.

Eines ist immerhin gewiß, daß unter allen Lebewesen den höchsten, ja einen auch qualitativ ganz eigenartigen Geist der Mensch besitzt, Sein Wesen besteht in der Fähigkeit der Abstraktion, die, trotz Haeckel, dem Tiere

abgeht. Der Hund erfaßt die Katze stets als lebende Individualität mit der Gesamtheit ihrer Eigentümlichkeiten. Das Bild einer Katze läßt ihn in der Regel gleichgültig.

In alledem findest Du keinen Widerspruch zu dem, was Du einst in der Schule über die Schöpfung des Menschen gehört hast.

Hieran, hoffe ich, wirst Du für diesmal Dir genügen lassen . . .

Die „Stammbäume“

Auch ich, lieber Ernst, bin ganz Deiner Meinung, daß man den Buchstaben der Bibel nicht quälen soll. Schon ein alter Bischof von Augsburg hat einmal sehr weise gewarnt: „Presset nicht zu sehr die Brüste der Schrift, sonst geben sie Blut statt Milch!“ Und wieviel Blut ist um solche Buchstaben geflossen!

Ob man nun sagt, in der Genesis selbst (Kap. 2, Vers 4) heiße es ja: „am Tage, da Gott schuf“, somit seien die sechs Schöpfungstage nicht streng wörtlich aufzufassen. Oder aber: jeder der Schöpfungs„tage“ bedeute einen Aeon, denn tausend Jahre seien, nach dem Psalmisten, in Gottes Augen wie ein Tag. Oder ob man die Schrift gegen die Schrift ausspielen will, da es ja sonst in der Bibel von Gott heiße: „Er sprach und es war da“ (Psalm 33, 9), somit, einen physischen Eingriff Gottes bei der Schöpfung und nun gar mehrere Akte anzunehmen, kein Zwang vorliege. Auch sei

mit dem simultanen Denken, das die Philosophen Gott zuschreiben, ein Nacheinander der Schöpfungen nicht vereinbar. — All dieses Tüfteln und Deuteln verkennt den Sinn und Zweck des Schöpfungsberichtes.

Die Absicht dieser Darstellung ist offenbar eine ethische. Es soll der Woche, dieser siebentägigen Einheit, die durch die Zeit rollt, eine sittliche Bedeutung gegeben werden. Sechs Tage davon seien der Arbeit, dem zielbewußten, planvoll eingeteilten, zweckmäßigen Schaffen geweiht. Am siebenten Tage sollst du „aufatmen"; auch deinen Diener „aufatmen" lassen. Die höchste Weihe erhält diese soziale Wohltat dadurch, daß Gott selbst am siebenten Tage „aufatmete" (wajinnafasch). Nach diesem einen Worte gravitiert der ganze Schöpfungsbericht.

Der physische Kosmos erhält seine „Vollendung" („wajekhullu") erst durch die Schöpfung des siebenten Tages, d. i. durch die ethische Welt. Mit dem Sabbat, als Tag „des Segens und der Heiligung", der leiblichen und geistigen Erholung für Herrn wie Knecht, tritt ein ethischer, der soziale Gedanke in die Welt. Dieser Tag, vor allem der Pflege höherer sittlicher Aufgaben gewidmet, sagt an, wozu „die Erde mit allem, was auf ihr", „gut", ja „sehr gut", wozu sie da ist: Der Mensch soll durch die Ausführung der

sozialen Grundidee des Sabbats die „Gottähnlichkeit, in der er geschaffen ist, betätigen, das Erdreich zu einem Gottesreich gestalten. Der Sabbat ist ein Zeichen des Bundes Gottes mit dem Menschen, der durch die Sabbatheiligung, als Krönung der Arbeitswoche, seinen Beruf verwirklicht, Gottes Bundesgenosse, — um einen talmudischen Ausdruck zu gebrauchen — „Gottes Mitarbeiter an dem Werk der Schöpfung" und ihrer Ausgestaltung zu sein.

Das Zielbewußte und Planvolle der Schöpfung aber zeigt sich in der Einteilung in sechs Tagewerke, die offenbar einen Aufstieg mit dem Menschen auf oberster Sprosse darstellen. Allerdings sind diese Schöpfungen streng, jede „nach ihrer Art", geschieden. Sie alle sind mit Energie, in ihrem Bereich fortzuwirken („laasoth"), begabt. Mit der des Fortschrittes aber nur der Mensch.

Auch die Palaeontologie bietet uns eine Aufeinanderfolge der Arten in der Geschichte der Versteinerungen von Tieren und Pflanzen, die man in den verschiedenen Schichtungen der Erdrinde vorgefunden hat.

In den ältesten Lagerungen wurde bisher keine Spur eines Lebewesens entdeckt. Es folgt dann eine Schicht — das Kambrium —, in der sich alle Tier-

stämme bis auf die Wirbeltiere vorfinden. Von Pflanzen hingegen so gut wie keine Spur, was sich übrigens mit dem Berichte Genesis, Kap. 2, Vers 5 ff., verträgt, der bereits die Schöpfung der Seetiere voraussetzt, wie ja auch Genesis 1, 30, die Pflanzennahrung nur für die Fauna des Festlandes bestimmt wird. Der Talmud (Chullin 60 b) sucht die Schwierigkeit in dem biblischem Bericht über die Schöpfung der Pflanzen mit dem Gedanken zu lösen, daß am dritten Schöpfungstage die Pflanzen noch nicht an das Tageslicht, sondern nur „bis an die Pforten der Erde", an die Schwelle des wirklichen Daseins gekommen seien. In jenen Tierpetrefakten des Kambriums haben wir augenscheinlich Reste einer Tiefseefauna vor uns, die sich rein animalisch ernährt. Besonders beachtenswert sind unter diesen Funden die Trilobiten, eine Art Krebse, darum, weil ihnen, wie es scheint, in dieser Schicht die Augen gefehlt haben, während sie in der darauffolgenden Silurperiode mit gut entwickelten Facettenaugen ausgestattet sind. In ihr erscheinen auch die ersten Fische und Landpflanzen. In der folgenden Schicht, dem Devon, treten Lungenfische auf. Sie können sowohl im Wasser als auch längere Zeit auf festem Lande leben. Man will hierin den Übergang von den Fischen zu den Lurchen erblicken.

Eine weitere Periode weist die ersten Säugetiere, eine noch spätere den ersten Vogel auf. Der jetzigen Erdoberflächenformatien ging das quartäre Zeitalter (auch Diluvium genannt), diesem das tertiäre voraus. Im Tertiär haben Vögel und Säugetiere ihre volle Ausbildung gefunden, im Quartär, vielleicht schon im Tertiär, tritt der Mensch auf.

Die vielumstrittene Frage ist nun die: Haben wir es hier mit streng geschiedenen, nacheinander geschaffenen Arten zu tun, wie sie uns die biblische Schöpfungsgeschichte darstellt? Oder haben sie sich eine aus der anderen aufwärts entwickelt, wie die verschiedenen Deszendenzlehren annehmen?

Auch einen Grundplan will man erkannt haben, nach dem die fortschreitende Differenzierung durchgeführt sein soll. Als Hinweis hierauf werden unter anderem angeführt: die sogenannten rudimentären Organe, zum Beispiel die verkümmerten Flügel des Kiwis, die jetzt durchaus überflüssig geworden sind. Ferner die Embryologie, die uns an mancherlei Beispielen lehrt, daß der Organismus der einen Art in seiner Entwicklung aus dem Keim Organe ablegt oder verändert, die einer anderen Spezies eigen sind. So, wenn die Larven der Flundern die Augen auf beiden Seiten des Kopfes tragen und erst dann mit

der Abspaltung des Leibes ein Auge zum andern wandert.

Haeckel geht nun sofort einen kühnen Schritt noch weiter. Sein „biogenetisches Grundgesetz" behauptet, die Entwicklung des Keimes eines jeden Individuums sei eine kurze Wiederholung der Geschichte des ganzen Stammes.

In Wirklichkeit haben sich lückenlose paläontologische „Entwicklungs"-Reihen, außer beim Pferdefuß, der Sumpfschnecke und dem Hirschgeweih, also nur in drei Fällen, überhaupt noch nicht feststellen lassen. Häckel hilft sich aber sehr radikal, indem er einfach, wo der Parallelismus versagt, die fehlenden Glieder — aus seiner Phantasie ergänzt.

Zu beachten ist sodann, daß manche Arten seit ihrem ersten Auftreten bis heute sich nicht verändert haben, und daß die Herkunft eines höheren Typus aus einem bereits fertigen sich nirgends belegen läßt. Überall entsteht aus dem Ovarium eines Individuums nur ein neues derselben Art.

Ebenso gewichtige Bedenken erheben sich gegen die Hypothese, daß stets der im Kampf ums Dasein Überlegene die Art fort- und emporgepflanzt habe. Vielleicht sind die Situationsvorteile entscheidender, so wie bei einem Eisenbahnunglück nicht der davonkommt,

der kräftiger gebaut ist, sondern der, der auf einem günstigeren Platze saß.

Und gerade das Argument der geschlechtlichen Zuchtwahl verstößt gegen eine mechanistische Erklärung, da doch die Entscheidung des Weibchens für das schönste unter den Männchen ein psychisches Moment darstellt.

Der Methode der Deszendenztheoretiker entspräche etwa das Verfahren eines Kunsthistorikers, der einen Atlas zur Kunstgeschichte aufschlägt und nun einfach an der Hand der Chronologie ein Kunstwerk aus dem anderen ableiten wollte.

Als Arbeitstheorie mag der Entwicklungsgedanke der Naturforschung Dienste leisten. Aber so wenig wie diese sich durch eine solche Aufstellung einen dogmatischen Zwang auferlegen läßt, ebensowenig bildet sie für den Bibelgläubigen einen Grund zur Beunruhigung. Sie ist nicht Wissenschaft, sondern Philosophie, ja Gegenstand des Glaubens. Die Vermengung dieser Gebiete in populären Schriften mit den obligaten Schlagworten richtet jene heillose Verwirrung in den Köpfen der Halbgebildeten an, gegen die zu Worte zu kommen, nahezu unmöglich wird.

Um so kühner, aber darum auch dankenswerter ist es, wenn ein Wissenschaftler, wie der Physiker

O. D. Chwolson („Hegel, Haeckel, Kossuth" 1906), als Fachmann die Welträtsel unter die kritische Lupe nimmt. „Das Resultat ist . . . haarsträubend! Alles, aber auch alles, was Haeckel bei der Berührung physikalischer Fragen sagt, erklärt und behauptet, ist falsch, beruht auf Mißverständnissen oder zeugt von einer kaum glaublichen Unkenntnis der elementarsten Fragen. Selbst von dem Gesetze, welches er selbst als Leitstern seiner Philosophie proklamiert, besitzt er nicht die elementarsten Schulkenntnisse. Mit Sicherheit dürfen wir wohl behaupten, daß er sich in gleicher Weise zu den zahlreichen anderen Wissenszweigen verhalten hat, die in seinem Werke besprochen oder auch nur gestreift werden. Eine kleine Probe auf das Exempel haben wir gemacht als wir einige Sätze astronomischen Inhalts zitierten . . . Hier gibt es kein Verzeihen, sondern nur ein — Vergessen!"

„All-Eins“

Der Affenmensch spukt Dir, wie ich sehe, noch immer im Kopfe herum. Sagen doch auch die Eingeborenen auf Sumatra vom Menschenaffen, er tachaniere. Der Orang-Utang sei in Wahrheit ein verkappter Mensch, simuliere Affentum und spreche nur darum nicht, um nicht als Mensch — arbeiten zu müssen, was sie selbst nämlich auch mit Vorliebe vermeiden.

Anatomischen Unterschieden willst Du kein besonderes Gewicht beilegen und Virchow ins alte Eisen werfen? Es wird Dich überraschen, zu hören, daß diese Skepsis der Anthropologie gegenüber ihren Vorläufer in einem Manne hat, dessen Name Dir sehr wohl bekannt ist. Es ist Hillel, der bereits anatomische Merkmale, wie die Brachiokephalie der Babylonier, ganz modern aus dem Verfahren der dortigen Hebammen, die Schlitzaugen der Palmyrener, die Plattfüße

afrikanischer Völker, nach dem Prinzip der Anpassung erklärt (b. Talm. Schabb. 31a). Auch für die Entwicklungshypothese kann man mit einiger Phantasie einen Vertreter in Rabbi Berachja erblicken, der, nach dem Midrasch, auf die Frage, womit sich die Gottheit beschäftige, die Antwort erteilte, Gott mache „Leitern" (sulamoth). Also etwa Stufen von einer Art zur nächst höheren? Außer anderen Spuren von Darwinismus in unserem alten Schrifttum hat man auch in unserem Schöpfungsbericht einen Hinweis auf den Übergang von Wasser- zu Landtieren entdecken wollen.

Vielleicht gibt Dir der Fortschritt der Biologie recht. Lassen wir aber alle Zukunftsmusik und halten wir uns streng an das Votum, das uns die Wissenschaft der Gegenwart abgibt!

Du meinst freilich, den Kern der Sache zu treffen, wenn Du sagst: Für den Monisten aus der Schule Haeckels gibt es kein Welträtsel, für die exakten Naturwissenschaftler mehrere, für den Theisten nur eines: Gott! Gewiß. Könnten wir unseren Standpunkt restlos in Gott nehmen, so würde sich uns auch restlos das Rätsel der Welt lösen. Wir wüßten die Grundformel der Schöpfung. Solange aber unser Geist an die Erde gebannt ist, kann er nur Splitter eines Spiegels wahrnehmen. Der Spiegel als Ganzes liegt

jenseits unseres Erkenntnisvermögens. Blitze leuchten uns in der Finsternis und lassen uns Zusammenhänge ahnen, die sonnenklar nur vor dem Auge liegen, dem das ewige Licht leuchtet.

Unser Verstand erkennt nur Beziehungen zwischen Erscheinungen, Eigenschaften von Dingen. Von den Dingen selbst weiß kein geschaffener Geist. Von sich selbst weiß er auch nur, daß er ist. Er fühlt sich als etwas Eigenes, etwas Freies. Nur in den Beziehungen zu anderen erkennt er sich. Was er ist, bleibt ihm verborgen.

Wenn nun aber die Heilige Schrift vom „Erkennen Gottes" spricht, es uns sogar zur Pflicht macht, also eine Erkennbarkeit Gottes voraussetzt, so läßt sie uns nicht im Zweifel darüber, daß sie hierunter nicht ein sinnliches Wahrnehmen noch ein begriffliches, verstandesmäßiges Erkennen, sondern ein „Wandeln auf den Wegen Gottes" versteht. Das heißt: den geraden Weg gehn. Denn „gerade sind Gottes Wege" und dies erkennen, die höchste Weisheit (Hosea 14, 10). „Gott erkennen" bedeutet nicht, Gott Regeln vorschreiben, nach denen er handelt, sondern sich selbst den Regeln der Sittlichkeit unterwerfen, deren Ideal Gott ist. Im übrigen bedeutet die hebräische Bezeichnung hierfür, „jada", nicht allein „ein Ding wahrnehmen", sondern

„eines Dinges wahrnehmen", sich darum kümmern, daher bei Gott: „ihn lieben, verehren." Ganz ähnlich wird das Wort „darasch", im Psalm 9, 11, sogar mit „jada" parallel, gebraucht. „Darasch" heißt „zu erkennen suchen", im Syrischen, „einen Weg bahnen"; „jada": „erkennen", in bezug auf Gott somit: „auf den Wegen Gottes wandeln."

So wie unser Verstand sich Bahnen bohrt in das Reich der uns umgebenden Sinnenwelt und dadurch Ausblicke gewinnt auf die Macht, Weisheit und Schönheit, die sich in der Schöpfung offenbaren, so soll unsere sittliche Tat Wege bahnen durch das Dickicht der Sinnlichkeit in uns und um uns, um sie zu beherrschen und damit jenen Gottesdienst zu verrichten, der in der Betätigung von Gerechtigkeit und Liebe an den Menschen besteht. In der wissenschaftlichen Erkenntnis offenbart die Schöpfung uns die Gottheit, in der sittlichen Tat lassen wir die Welt Gott erkennen, projizieren wir den Gott in uns hinaus in die Welt um uns. Die eine kommt uns von außen, die andere aus unserem Innersten.

Die Naturerkenntnis beruht auf unserer Rezeptivität, unsere sittliche Erkenntnis, unsere Liebe zur Sittlichkeit auf unserer Produktivität. Im Anfang der geistigen Erfassung der Materie steht der Sinnenreiz; die Erkenntnis der sittlichen Weltordnung geht von unserer

moralischen Grundanlage, unserem sittlichen Impuls aus. Der Verstand reagiert auf die Dinge um uns durch den Begriff, unsere Vernunft durch die sittliche Tat. Durch sie bekunden wir, daß wir „wissend sind um das Gute und das Böse", indem wir das letztere ablehnen und das erstere wählen. Wie sagt doch die Schlange in der Genesis 3, 5? „Ihr werdet sein wie Gott, wissend um das Gute und das Böse!"

Das ist der zentrale Grundgedanke des ganzen Judentums! Die Propaganda der sittlichen Tat! Die Auffassung der Religion als Pragmatismus!

Die sittliche Tat beweist unsere Gottähnlichkeit. Der sittlich Handelnde steht in Gott, im Mittelpunkt der Welt. Nicht seinem Verstande, — seinem Herzen erschließt sich das tiefste Geheimnis, der Kern der Schöpfung, deren Ziel und Zweck das Gute, deren Verderben und Tod das Böse ist. Zwischen diesen beiden Polen schwingt das bunte Leben. Der eine ist der eigene Drang aus uns heraus, der andere die Macht der Umwelt über uns. Ein Konflikt, der, wie in unserem Mikrokosmos, im Großen der Makrokosmos die Kräfte in Spannung hält.

Wem sich so durch die eigene sittliche Tat Gott offenbart, für den hat sich die Welt alles Rätselhaften aller Schleier entkleidet. Für ihn gibt es, freilich in

ganz anderem Sinne, als in dem Haeckels oder etwa Berthelots, — kein Welträtsel.

Du wirst mir entgegnen: „So spricht der Theolog, der Ethiker!" Ich antworte Dir darauf: So spricht ja auch Dein Spinoza, auf den, wie jeder rechte Monist, auch Du Dich berufst! Sein ganzes System, das er nicht ohne Grund und Absicht „Ethik" nennt, ist es nicht der Überzeugung entsprungen, daß letzter Einsicht alles Wissen von den Dingen ethisch ist? Was wir mit Hebel und mit Schrauben unseres Verstandes der Natur abringen, es bleibt an ihrer Schale haften. Es führt uns nur näher dem großen Lichte, an dem gemessen, unser Wissen zum Leuchten des Glühwurms verblaßt, — näher dem Spiegel, in dem das wirre Allerlei unseres Weltbildes als allumfassende und alldurchdringende Einheit erscheint.

Zur Vereinheitlichung alles Seienden drängt die wissenschaftliche Erkenntnis, und wir dürfen uns die Hoffnung auf eine fortschreitende Erweiterung unseres Wissenshorizontes und den Drang, im Forschen fortzuschreiten, durch nichts verkümmern lassen. Man darf nicht auf den Gebrauch der Füße verzichten und in Trägheit vergehen deshalb, weil es uns an Flügeln zum Fluge fehlt. Andererseits dürfen wir aber keine Sprünge machen, uns nicht naturphilosopisch mit einem

Salto in das Zentrum alles Seins versetzen wollen, zu dem wir derzeit nur ethisch einen Zugang offen haben. Unsere Naturerkenntnis kann mit dem „Erkennen Gottes" im biblischen, ethischen Sinne noch nicht gleichen Schritt halten. „Wir können Gott mit dem Verstande suchen, aber finden können wir ihn nur mit dem Herzen." (Eötvös.)

Spinoza wagte den kühnen Wurf. Er versuchte es, sich in das Zentrum der Welt zu stellen und so aus der Vogelperspektive mit dem Auge der exakten Forschung das All anzuschauen. Alles Sein, so meinte er, müsse von diesem heliozentrischen Ausblick aus nach mathematischer Methode sich aus dem Weltenkern (Deus-Natura-Substantia) deduzieren lassen. Sein Wagnis mußte aber, wie jeder Versuch, die Welt mechanistisch zu erklären, schon an dem Problem des Lebens scheitern. Als Grund und Folge mag wohl einem übermenschlichen Geist sich darstellen, was wir durch unser induktives Denken nur als Ursache und Wirkung erkennen. Für unsere Erkenntnis sind vorläufig Logik und reales Leben eines vom anderen noch himmelweit verschieden. Spinoza stößt deshalb auch auf ganz ähnliche Schwierigkeiten, wie die modernen Monisten. Seine natura naturans mit der natura naturata in eins zu setzen, ist genau so willkürlich, wie einen Unterschied zwischen Organischem und Anorganischem zu

leugnen. Sollte wirklich Bergsons geistvolle Unterscheidung von Extension und Intention die Kluft überbrücken? Wie aus Spinozas unendlichen Attributen die endlichen Modi abgeleitet werden sollen, ist ebenso unerfindlich, wie die Herleitung aller Arten, Rose und Elefant, Tintenfisch und Mensch, aus dem einen Protoplasma. Seine Erklärung, Denken und Ausdehnung seien, obwohl untereinander vollständig disparater Natur, gewissermaßen nur zwei verschiedene Betrachtungsweisen desselben Gegenstandes, etwa eines Kreises, von dem je nach dem Standpunkte der eine die konvexe, ein anderer die konkave Seite sieht, oder derselbe Begriff, in zwei verschiedenen Sprachen ausgedrückt, — sie steht an Erkenntniswert nicht viel höher als die Aufstellung, Geist sei nur eine Funktion der Materie.

Der Unterschied zwischen Spinoza und unsereren Monisten besteht allein im Ausgangspunkt. Der Materialismus verlegt die mystische Einheit alles Seins in die Monere, das Niederste, Spinoza in das Höchste, die Substanz. Sehr wohl zu beachten bleibt das eine an ihm, daß er von unendlich vielen unendlichen Attributen der Substanz spricht, von denen in uns und der uns zugänglichen Welt nur zwei, Ausdehnung und Denken vertreten sind. Hieraus ergibt sich, daß

das, was wir begrifflich von der Gottheit erfassen können, eben nur dementsprechend ganz beschränkte und einseitige Geltung hat. In Spinozas Sprache etwa ausgedrückt: ein Dreieck würde, wenn es eine Gottesidee hätte, diese so sicher seiner Dreiecksnatur entsprechend fassen, wie wir als Menschen die unsere. Oder mit Goethe zu reden: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst", oder wie Lichtenberg sagt: „Der Mensch schuf Gott nach seinem Ebenbilde." Was bedeuten — dieser eine Hinweis genügt — die paar Billionen Molekülschwingungen, die wir als Farbe, als Ton mit unseren Sinnen aufzunehmen vermögen, gegen den Ozean des Seins, der uns umflutet!

Als jüdischen Philosophen, in dem Sinne, wie Du es meinst, kann man Spinoza nicht gelten lassen. Ein Mann, der an unsere Heilige Schrift mit dem Zentimetermaß herantritt, wie er es in seiner Bibelkritik tut, der zeigt, daß ihm der tiefste Gehalt des Judentums Geheimnis geblieben ist. Leicht möglich, daß ihm seine persönlichen Erfahrungen den Blick für das Judentum als kulturellen Faktor wie als historische Erscheinung getrübt haben. Aber selbst ein Hiob bleibt in seinem „Judentum", wenn ich so sagen darf, unerschüttert. Und erst dieser Tage rührte mich einer meiner Bekannten mit der Frage: „Wie kommt es

nur, daß bei allem, was mir diese Juden antun, ich dennoch mein Judentum so liebe?" So spricht ein wahrer Jude! Ich dachte an Spinoza, der mit seinen gehässigen, ja was noch weit ärger, höhnischen und boshaften Ausfällen gegen seinen eigenen Stamm, mit seiner unverkennbaren Absicht, unser Schrifttum der Lächerlichkeit preiszugeben, für den hohlen Überlegenheitsdünkel unserer literarischen Judenfeinde den Ton angegeben hat und von ihnen noch immer als Kronzeuge gegen uns aufgerufen wird.

Jude aber ist er in dem einen großen Zuge seiner Philosophie, den man mit Recht als Akosmismus bezeichnet hat. Gott ist alles! Außer ihm kein Sein! Die Welt der Erscheinung nur der Gottheit „lebendiges Kleid", wie es der Psalmist (102, 26) sieht. Selbst das Licht nur seine Hülle!

Daß Spinoza von Gott so wenig spricht, ihn nur als Gleichung für „Natur" gelten läßt? Du weißt, man trug einst Bedenken, das Buch Esther in den biblichen Kanon aufzunehmen, weil sich darin auch nicht einmal das Wort „Gott" finde. Dafür spricht der Inhalt des Buches, diese so ganz natürliche Entwicklung der Handlung um so eindrucksvoller von dem Walten einer sittlichen Macht, einer vergeltenden Gerechtigkeit. Auch hier sieht man nicht den Deus

ex machina. Man fühlt den Deus sive natura. Wirklich ist, was wirkt!

Die Heilige Schrift selbst bezeichnet ja das höchste Wesen als den „Gott, der im Dunkel thront". Er leitet die Natur nach einem Gesetz, so unverbrüchlich, daß, wie unsere alte jüdische Weisheit betont „auch das gestohlene Weizenkorn genau so Frucht trägt, wie jedes andere". Die Sünder werden von unseren Lehrern als Münzfälscher bezeichnet, die obendrein noch Gott zwingen, ihren Fälschungen seine Prägung zu geben. Natürlich nur, soweit die kurzfristige, materielle, sinnlich wahrnehmbare Wirkung ihrer Tat in Betracht kommt. „Gottes Mühlen mahlen langsam."

Wenn Du mir aber einwirfst, daß doch das Judentum ohne den Wunderglauben nicht denkbar sei, so lasse Dich daran erinnern, daß kein Wunder die Aufhebung des Naturgesetzes bedeutet. Es will uns im Gegenteil in Erinnerung bringen, daß das Naturgesetz im ganzen überhaupt ein Wunder Gottes ist, daß er „das leitende und kontrollierende Prinzip" ist, das ja doch in jedem einzelnen Falle von Ursache und Wirkung in Tätigkeit tritt. Oder war je ein menschlicher Geist imstande, im Organischen alle Wirkungen einer Ursache zu berechnen? Bekennt Kant nicht mit gutem Grunde, daß die Wissenschaft, wenn sie

selbst die Entstehung eines Sonnensystems erklären kann, doch einer einfachen Raupe ratlos gegenübersteht? Das „nil admirari", nichts be„wundern", gilt nicht für den wahren Forscher.

Nur darf man nicht, wie Spinoza, über der Allmacht der Gottheit die Würde, die sittliche Bedeutung des Menschentums vergessen. „Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest?", so klagt der Psalmist (8) über die physische Ohnmacht der Menschennatur. Doch sogleich erhebt er sich in Bewunderung seiner sittlichen Menschengröße. „Mit Ehre und Würde hast Du ihn gekrönt, . . . ihm alles zu Füßen gelegt." In Wahrheit steht ja der sittlich handelnde Mensch über dem Naturgesetz, schon insofern, als dieses doch nur eine relative Geltung besitzt. Eine Entdeckung, wie die der Röntgenstrahlen oder des Radiums, stößt um, was bis dahin felsenfest dazustehen schien. Und hat man nicht sogar die Relativität der mathematischen Wahrheit erkannt? Was aber das Judentum als sittliche Wahrheit verkündet, die Wertung nach den Maßstäben von gut und böse, gerecht und selbstsüchtig, wie unsere Thora sie der Welt entgegenhält, — sie als absolut, als untrüglich und unwandelbar anzuerkennen, gebietet unsere innerste Überzeugung.

Das Judentum hat auch hier, zwischen zwei Ein-

seitigkeiten vermittelnd, das Richtige getroffen. Sein sittliches Ideal vermeidet ebensowohl die Nüchternheit des strengen Verstandescharakters als auch die Vorherrschaft des Gefühlsmäßigen, in der die Gefahr der Erschlaffung des sittlichen Rigorismus schlummert. Es verweist uns auf das „Erkennen mit dem Herzen", auf das gemütvolle Erfassen der Tatsachen der realen Welt, wie der unseres Innenlebens. Zu diesen Tatsachen gehört das untrügliche Gefühl unserer sittlichen Freiheit.

Gerade in dieser Synthese des Sittlichen und des Gemütslebens liegt das geschichtliche „Wunder", das sich an den Namen „Israel" knüpft. So sagt Hoekstra und mit ihm Rauwenhoff, der bekannte Religionsphilosoph: „Es ist nicht zu sagen, wie für die Entwicklung des religiösen Glaubens unentbehrliche Durchdringung desselben mit dem Sittlichen in der Menschheit zustande gekommen sein sollte, wenn nicht unter den Völkern eines gewesen wäre, das von Anfang an diese Verbindung des Religiösen mit dem Sittlichen verwirklicht hätte. Das war Israel." Wie deutlich spricht dieser Gedanke aus dem Worte des Antigonos aus Socho (Sprüche der Väter 1, 3), daß selbstlose ethische Tat und Gottesfurcht unbedingt zueinander gehören! Nur auf dieser Grundlage konnten ein Staatswesen und eine Gesellschaft entstehen, die „die Furcht Gottes"

an den Anfang aller Weisheit stellten. Wohin wir gekommen sind mit der „Furcht vor dem Schutzmann“ oder nun gar ohne jede Furcht, — darüber kannst Du Dir selbst Deine Gedanken machen.

Jetzt erleben wir schaudernd, wie nie vorher, was Lamartine einmal bemerkt: „Ein Gewissen ohne Gott ist ein Tribunal ohne Richter.“ (Une conscience sans Dieu, c'est un tribunal sans juge.) „Das Licht des Gewissens ist nichts anderes, als der Abglanz der Idee Gottes in der Seele des Menschen. Verlöscht den Glauben an Gott und es wird Nacht in der Seele des Menschen.“

Geradezu wie auf unsere Haeckelianer gemünzt klingt die Bemerkung Robespierres: „Es gibt Menschen, die unter dem Vorwande, den Aberglauben zu vernichten, aus dem Unglauben selbst eine Art von Religion zu machen suchen ... (Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer.) Gäbe es keinen Gott, so müßte man einen erfinden.“

Auch hierfür hat Spinoza kein Verständnis, wie ihm überhaupt jeder historische Sinn abgeht. Er würde sonst über sein Volk anders geurteilt haben ....

Kosmogonien.

Denke Dir etwa, in unserer biblischen Schöpfungsgeschichte wäre, wie im Buche Esther, nicht ein einziges Mal von Gott die Rede! Würde sie darum dem Standpunkt des Naturforschers näherrücken? Und wie verstehen wir den Ausspruch eines Ampère, Mose habe eine ebenso gründliche Kenntnis der Naturwissenschaft besessen, wie unsere Zeit, oder er sei inspiriert gewesen? Auch ein Helmholtz sagt, Mose habe mit seiner Kosmologie das Richtige getroffen. Ohne Zweifel meinte er, als Naturforscher, dies doch nicht von dem Buchstaben des Bibelwortes. Er dachte sich vielmehr, Mose habe eine tiefe Naturerkenntnis besessen, sie aber, als Volkserzieher, ähnlich in den Dienst der Religion gestellt, wie etwa Schiller, als Dichter, die Geschichte verwertet. Die großen leitenden Gedanken müssen zur Geltung kommen. Die zeitgemäße Einkleidung tritt zurück neben dem ewigen Inhalt.

Welche Sprache würde nun ein Helmholtz für die Gedanken der ersten Kapitel unserer Genesis wählen?

Zunächst würde er uns die modernen Kosmogonien vorführen. Sie haben bei aller Verschiedenheit das eine miteinander gemein, daß jede spätere jeder früheren Fehler nachzuweisen sucht. In der Tat leiden sie alle an inneren Widersprüchen. Greifen wir nur die Grundidee der volkstümlichsten dieser Weltentstehungshypothesen heraus: die Annahme eines rein mechanisch wirkenden Gesetzes, nach dem die Drehung des an den Anfang gesetzten Nebelballes von West nach Ost erfolgt sein soll! Ihr widerspricht schon der Umstand, daß der Saturnmond Phoebe sich um den Saturn in einer Richtung bewegt, die der aller übrigen Saturnmonde entgegengesetzt ist. Auch sonst stößt die mechanistische Theorie letzten Endes auf einen toten Punkt, über den einzig und allein die Zuflucht zu einem „Eingreifen eines leitenden und kontrollierenden Prinzipes" hinweghelfen kann. Wie Schiller bereits den Astronomen ins Gewissen rief: „Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht." Gegen diese Konsequenz sträubt sich jedoch das „wissenschaftliche" Gewissen. Ein Gesetz ohne einen Gesetzgeber! Das ist wissenschaftlich!

Ein besonnener Geist, wie Helmholtz, würde wahrscheinlich entweder wie Kopernikus, Kepler, Newton, Herschel, Cuvier u. a. sich zu dem Glauben an einen Schöpfer oder zum mindesten — seine eigene Unzulänglichkeit in diesem Punkte bekennen.

Und nun zu den einzelnen Schöpfungsakten oder Entwickelungsstufen. Wie würde ein Helmholtz etwa die beschreiben?

Die Energie, die die Materie durchdringt, tritt zuerst als Licht auf; damit ist das Leuchtende von dem Nichtleuchtenden, dem leeren Weltenraum, geschieden. Infolge des Sinkens der Temperatur bildete sich unsere Erde aus einem ursprünglich gasförmigen Körper zu einem festen Kern um, der von einer dichten Atmosphäre umgeben war. Diese kondensierte sich und kam als Regen hernieder. Daher stammt unser irdisches Wasser. Hierdurch wurde geschieden zwischen diesen Wassern auf der Erde und dem Wasser, das sich als Wolken im Luftmeer erhalten hat. Das Firmament wurde sichtbar. Durch weitere Abkühlung der Erdrinde verdunstete ein Teil des irdischen Wassers und je nach der Bodenbeschaffenheit bildeten sich Festländer und Meere. Hiermit waren die Bedingungen für das Dasein der Pflanzen-

welt gegeben. Die Pflanze bedarf allerdings zur Spaltung der Kohlensäure in Kohlenstoff und Sauerstoff mittels des Chlorophylls gewisser Strahlen, die das Sonnenlicht enthält. Diese Strahlen konnten aber im Spektrum der Sonne gegeben sein, ohne daß die Sonne selbst in ihrer heutigen Form vorhanden war. Für die Aufeinanderfolge der weiteren Stadien der Genesis sind die modernen Kosmogonien mit der biblischen Schöpfungsgeschichte vom vierten Tage an noch leichter, als die früheren, in Einklang zu bringen.

Beachtenswert ist ferner die Tatsache, daß die Erde unter allen Himmelskörpern allein bewohnbar ist. Nur hier vereinen sich: die angemessene Sonnenbestrahlung, die rechte Temperatur, das unentbehrliche Wasser und eine Atmosphäre, die physikalisch wie chemisch den Bedingungen des Lebens entspricht. Sie muß dicht genug sein, um die Organismen vor allzu hoher Sonnenwärme zu schützen, des Nachts das Entweichen der ausgestrahlten Wärme in den Weltenraum zu verhindern, den Aufschlag der Meteorsteine, des Hagels, ja selbst des Regens zu mildern, sie muß ferner die den Pflanzen notwendige Kohlensäure enthalten. Durch sie werden auch Winde, Wasser und Wärme über die ganze Erdoberfläche ver-

teilt. Alles Voraussetzungen, die sonst nirgends, — trotz Marconi — auch nicht auf dem Mars, vorhanden sind. Die ganze Schöpfung erscheint somit als auf die Erde abgestimmt.

Lassen wir uns nicht dieser Erkenntnis durch „wissenschaftliche" Voreingenommenheit unsere Augen verschließen! Voraussetzungslose Forschung lehrt uns: Eine große Anzahl von Harmonien war leitend und kontrollierend am Werke, mit dem Erfolge, daß an einem besonders geeigneten Orte, in der Mitte des ganzen Himmelsgebäudes, ungestört eine Sonne entstehen konnte. Diese wiederum entwickelte in Ruhe einen Planeten, auf dem alles vorhanden ist, was die höchste Blüte der Schöpfung, der Mensch, zu seinem Dasein braucht. Jawohl, „die Blüte der Schöpfung"! Wie schlagend heißt es in dem achten Psalm, auf den ich Dich erst neulich hingewiesen: „Aus dem Munde der lallenden Kleinen an der Mutterbrust hast Du Deinen Sieg begründet über alle Widersacher und Leugner Deines Waltens." Das eine Moment der menschlichen Sprache allein schon bildet den Rubikon, den, selbst bei der Annahme aller möglichen Entwickelungsmöglichkeiten, nicht nur nie das Tier, den auch die Beweiskraft des Materialismus niemals überschreiten wird!

Ich kann mir lebhaft denken, daß sich beim Lesen dieser Zeilen etwas in Dir dagegen sträubt. Ganz ebenso erging es mir, als ich Riehms „Natur und Bibel“ las, dessen Gedankengängen ich hier folge. Dieser neue, in gewissem Sinne wieder geozentrische Standpunkt wird aber von der Wissenschaft up to date eingenommen. „Wie töricht, über den gaeo- und anthropozentrischen Standpunkt zu spotten! Als ob der Maschinenraum und der Schnürboden, weil sie mehr Raum einnehmen, wichtiger wären als die Bühnenszenerie, der sie dienen.“ (Karl Jentsch.) Unsere Astronomie spricht auch nicht mehr von der Unendlichkeit der Schöpfung, nicht mehr von unzähligen Sternen, auch nicht mehr von — einem Naturgesetz, das für alle Weltenräume gelten sollte. Sie denkt sich das Weltsystem in der Ebene der Milchstraße symmetrisch aufgebaut. Und wäre die Anzahl der Sterne nicht beschränkt, so müßten bei genügender Beleuchtung der photographischen Platte immer neue Sterne fixiert werden, was nicht der Fall ist.

„Zufall."

Das moderne Hirn ist jahrzehntelang mit Materialismus derart überfüttert worden, daß es jetzt selbst der strengsten Wissenschaftlichkeit nicht mehr glauben will, wenn sie in der Schöpfung Zweckmäßigkeit nachweist. Und doch treten uns Zweck und Absicht unleugbar entgegen in der Organisation der einzelnen Individuen ebenso, wie in ihren Beziehungen zu ihrer Umgebung. Es genügt der Hinweis auf die Wechselwirkungen zwischen Tier- und Pflanzenreich, den Austausch von Kohlensäure und Sauerstoff, auf die bewundernswerte Mannigfaltigkeit der Organismen und die ihr angepaßte Systematik ihrer Organe. Ich erinnere Dich an die ganz erstaunliche Kunst der Natur, beschädigte Gliedmaßen zu ergänzen, an die Mittel, mit denen die Pflanzen die Insekten anlocken, die ihre Befruchtung vermitteln, an das „Hochzeitskleid" der Tiere, an den Nestbau der Vögel, an die Verlegung der Insektenbrut — oft

auf den merkwürdigsten Umwegen — gerade in den ganz einzig und allein geeigneten Wirt, an das Leben der Bienen und Ameisen, an unser Nervensystem, vor allem an das Vollkommenste, d. h. dem höchsten Gebrauch Dienende, unser Seelenleben.

Du stutzest vielleicht bei dem Worte „Seele"?

Ich weiß ja: noch immer blendet das Bonmot, der Gedanke verhalte sich zum Gehirn, wie die Galle zur Gallenblase, wie der Speichel zur Speicheldrüse usw. Aber schon mit diesem Gleichnis von der Speichelabsonderung widerlegt der Monist sich selbst. Pawlows Versuche mit dem Hundespeichel haben in dieser physiologischen Funktion eine so bewundernswerte Fülle von zweckmäßig fördernden und hemmenden Faktoren nachgewiesen, daß das Ableugnen eines geistigen Prinzipes tatsächlich nur auf einen Streit um Worte hinausläuft.

Alle diese Phänomene sollen ein Spiel des Zufalls sein? Wie kommt eine Kraft, die ohne Verstand ist, dazu, etwas, was sie nicht hat und nicht haben kann, den Verstand, zu schenken? Wie es so unübertrefflich in seiner Schlichtheit der Psalmist (94, 9) sagt: „Der das Ohr gebildet, er sollte nicht hören, der das Auge gebildet, nicht sehen?" Blinde Kräfte sollen Harmonien erzeugen, ohne es zu wollen und zu wissen,

bis endlich auf dem Gipfel der Schöpfung im Menschen Geist erscheint, um diese Harmonien zu hören, die er nicht erzeugt hat?!

Einer, der in solchen Fragen gehört zu werden verdient, Karl Jentsch, hat dafür „nichts als ein herzliches Lachen .... Wo immer wir über das physikalische Gebiet hinausschauen, sehen wir die Wirkung hinter der Ursache, das Kunstwerk z. B. hinter der Idee des Künstlers zurückbleiben. Nicht die Urdummheit (und das ist ein Chaos chemischer Elemente) kann die Mutter des Reichtumes der Welt an organischen Gebilden und der Menschenvernunft sein, die ihn bewundert, ohne ihn anders als im toten Bilde nachschaffen zu können. — (Eine Entstehung der Arten im Sinne Darwins ist) möglich, nicht bewiesen, auch nicht beweisbar; denkbar, aber nicht, ohne daß das „Unbewußte" der Entwicklung einen neuen Impuls erteilt hätte, so oft eine neue charakteristische Form entstehen sollte, die nicht nur Variation einer schon vorhandenen Form ist, sondern sich deutlich als Verwirklichung einer neuen Idee darstellt? Einen Werdeprozeß, der aus Urzellen Rosen, Löwen, Menschen hervorgehen ließe, ohne die Voraussetzung eines unendlichen Geistes, in dem die Ideen dieser Arten gelebt haben müssen, ehe sie

wurden, eine solche Vorstellung ist einfach nicht vollziehbar."

Jener Gott leugnenden Kathederweisheit darf man noch heute mit Goethe zurufen: „Der Herr Professor ist eine Persönlichkeit, Gott ist keine!" Ein Überlegenheitsdünkel, in dem jener König Alfonso den naiven Ausspruch tat: „Hätte Gott mich bei der Weltschöpfung um Rat befragt, so würde ich einen einfacheren Mechanismus angegeben haben." Solcher Selbstüberhebung steht unanfechtbar gegenüber unser „Schema Jisroël"! Gott ist einer, d. h. er ist Geist. Denn nichts ist eines auf Erden, außer dem Geist . . .

Daß die Teleologie, die Frage nach Zwecken im Kosmos, von unserer Kathederzunft jetzt keiner Widerlegung mehr gewürdigt, sondern als banausisch, idiotenhaft, im besten Falle als kindisch, höchstens noch mitleidig belächelt wird, braucht Dich nicht zu beirren. Kindisch ist vielmehr der Trotz, mit dem man die Augen schließt vor dem, was man nicht sehen will. Weil man die Macht, die in allem waltet, nicht mit den Sinnen erfassen kann, weil man bisher mit allem Wühlen und Forschen, mit allem Filtern und Bohren, allem Schürfen und Pürschen nur einige Spuren ihres Wandels erspäht hat, weil sie in keine

der Kategorien unseres Verstandes sich einfangen und einschachteln läßt, darum erklärt man sie einfach als nicht vorhanden. Es steckt diesen Herren, ihnen selbst nicht bewußt, noch viel vom Amtsschimmel im Blute. Was nicht polizeilich registriert ist, existiert nicht. Quod non est in actis, non est in mundo. Oder wie es gewisse „führende" Blättchen halten: was ihnen nicht ins Konzept paßt, wird totgeschwiegen. Die Trauben hängen zu hoch!

Aber auch ein gut Teil kindischer Furcht spricht mit. Vor dem großen Unbekannten, dem Geist, der überall seine Karte abgibt, aber von keinem Sherlok Holmes sich dingfest machen läßt. Er, der allen Reagenzgläsern und Reinkulturen ein Schnippchen schlägt, er wirkt geradezu unheimlich. Und wie die Kinder, die sich im Dunkeln fürchten, laut zu singen anfangen, so der Lärm, mit dem so mancher vor der Welt den Geist leugnet, vor dem ihm im geheimen graust. „Gottesfurcht ist der Weisheit Anfang", Geistesfurcht ihr Grab. Ist das Wunder des Glaubens liebstes Kind, so ist im Materialismus der Wunsch der Vater des Gedankens.

Und wie sollte der Professor, der kein Kolleg vorübergehen läßt, ohne dem Vortragenden im Nachbarsaal eines zu versetzen, wie sollte der einen Geist an-

erkennen, der sich der ganzen Fakultät überlegen zeigt! Wie Tatsachen, die nicht in sein Schema passen, die sein System über den Haufen werfen!

Ausnahmen bestätigen die Regel! Gewiß! Aber woher die Ausnahmen? Wenn es ein physikalisches Gesetz ist, daß jeder Körper mit abnehmender Temperatur an spezifischem Gewichte zunimmt, warum nimmt ausnahmsweise, um diesen einen Fall herauszugreifen, beim Wasser, sobald die Temperatur unter 4 Grad über Null sinkt, das spezifische Gewicht ab? Jedem, der ohne Scheuklappen die Dinge betrachtet, muß es gerade an diesem Beispiel klar werden, daß nicht „warum?", sondern „wozu?" zu fragen ist.

Sobald nämlich die Oberfläche des Wassers die Temperatur von 4 Grad und damit ihre größte Dichte erreicht hat, sinkt sie auf den Grund, und dieser Prozeß setzt sich mit den nachfolgenden Schichten so lange fort, bis das ganze Gewässer 4 Grad aufweist. Nimmt die Kälte zu, so vereist die Oberfläche, sie dehnt sich dadurch aus und damit nimmt ihr spezifisches Gewicht ab. Sie bleibt also oben und verhindert, da Eis ein schlechter Wärmeleiter ist, die weitere Abkühlung der tieferen, wärmeren Wasserschichten. Auf diese Weise wird das Leben im Wasser vor dem Erfrieren geschützt.

„Das Leben schützen", ist das nicht die Arbeit, die mit einer so erstaunlichen Organisation und Geschicklichkeit in jedem Organismus von den Zellen verrichtet wird, daß sogar die Haeckelianer selbst von einem Zellenstaat reden?

Das Kausalitätsbedürfnis selbst ist es somit, das uns bis an eine Grenze zurückführt, wo die Kausalität in Finalität umschlägt, wo wir als Ursache eine nach Zwecken handelnde Intelligenz annehmen müssen. Das ist kein Refugium, kein Rückzug in ein Asylum ignorantiae, sondern ein durch die sonnenklare Vernunft gebotenes Umlernen.

Gewiß sollen wir uns an der Kette der Kausalität durch das Dunkel, das uns auf Schritt und Tritt umgibt, von Wirkung zu Ursache forttasten, — soweit dieses Leitseil reicht. Nie dürfen wir aber vergessen, daß wir von dem wunderbaren Gewebe der Schöpfung nur die Rückseite zu sehen bekommen. Wir entdecken hie und da einen Einschlag, einen Kettenzug, Nähte, abgerissene Fäden, die Struktur des Musters. Hiernach über das Werk selbst urteilen zu wollen, das hieße, als Maulwurf die Sonne kritisieren.

Wir sind heute über jene Zeiten hinaus, da sich — zuerst in Hellas — das erwachende wissenschaftliche Gewissen der Menschheit gegen die Offen-

bachiaden der griechischen Götterwelt auflehnte. Auch über jene Sturm- und Drangperiode, die in berechtigtem Freiheitsdurst die Geistesklammern des Kirchendogmas abschütteln mußte, dessen Anthropomorphismen Feuerbach mit den Worten geißelt: „Je mehr das Sinnliche verneint wird, desto sinnlicher ist der Gott, dem man das Sinnliche opfert." Aus unserer Naturbetrachtung sind alle kultur- und sozialpolitischen Tendenzen ebenso auszuschalten, wie jede dogmatische Befangenheit und jeder Schleier schulmäßig vorgefaßter Meinung. Gerade weil wir an all diesem Ballast so lange zu tragen hatten, darum steckt unsere Erkenntnis der Natur noch heute in den Kinderschuhen. Was wissen wir von ihr mehr, als spielende Kinder vom Ozean, wenn sie am Meeresstrande mit ihren Zwergschaufeln Kanäle in den Sand graben und staunend betrachten, was die Flut hineinspült?

Nie wäre es einem unserer jüdischen Klassiker eingefallen, die Göttlichkeit der Heiligen Schrift in der Übereinstimmung ihrer Naturanschauung mit irgendeinem zeitgenössischen System der Naturbetrachtung zu erblicken. Der Jude schwört nicht auf Ptolemäus, nicht auf Kopernikus noch auf dessen Widerleger, die unserer Zeit so gewiß als „die Wahrheit" gelten, wie dem ganzen Mittelalter Aristoteles. So kommt

man leicht dazu, über die Bibel im ganzen den Stab zu brechen und wie jener Franzose zu folgern: Da Gott nur die Wahrheit sprechen kann, dies und das in der Bibel aber mit den Aussprüchen unserer Wissenschaften nicht übereinstimmt, so gilt es als erwiesen, daß sie kein göttliches Buch ist.

Da hat Schiller tiefer geblickt, wenn er sagt: „Göttlich muß eine Lehre sein, für die so freudig gestorben werden kann." Die Göttlichkeit unserer Heiligen Lehre spricht aus der Kraft, mit der sie das Herz eines jeden ergreift, der sie zu lesen versteht. Sie spricht nicht aus dem, was die Bibel über Himmel und Erde, sondern aus dem, was sie über Gott und den Menschen aussagt. Diese Göttlichkeit erkennen wir nicht, wenn wir den Buchstaben der Thora unter die Lupe der Kritik bringen und vergleichen mit dem, was uns Teleskop und Mikroskop berichten. Sondern, wenn wir statt der Außenwelt unsere Innenwelt ableuchten und teleskopisch betrachten, statt konkreter Tatsachen unsere Taten mikroskopisch untersuchen und da an der Hand unseres Gewissens zu Ergebnissen gelangen, gewiß nicht minder sicher, als die Resultate der Wissenschaft. Zu Erkenntnissen, die in jenem uralten Buche längst als Offenbarungen verkündet sind. Man muß vieler Lande Schönheit gesehen haben, um die schlich-

ten Reize der Heimat nach Gebühr zu würdigen. Man muß sich in der Fremde mit Mineralwässern gequält haben, um mit dem rechten Genuß wieder ein Glas frischen Hochquellwassers zu trinken. Nur auf weitem Umweg kommt man ins Heilige Land, nur durch wahre Wissenschaft zur richtigen Wertung des Bibelwortes, das in seinem Kern von allen Zweifeln des kritischen Verstandes unberührt bleibt.

Gott als der über allem Vergänglichen stehende Schöpfer, Erhalter und Leiter der Welt, dieser seelisch-sittliche Urbesitz des Juden, er war unfaßbar für den Griechen, dessen Götter mit der Welt zugleich entstanden waren. Der Jude von einst schwor beim „Leben des Ewigen", wie ja auch Gott selbst in der Heiligen Schrift bei seinem Leben, nicht wie die Götter von Hellas bei Himmel, Erde und Styx (!) schwört. Er allein ist das Bleibende im Wechsel, er der Ausgang und das Ziel. Der Schöpfer steht über der Schöpfung, der „lebendige Gott" über sterblichem Meinen, über Wahrheiten, die, wie Jonas Kikajon, über Nacht entstehen und über Nacht vergehen. Wie die Welt einst geschaffen wurde, für den Juden verliert diese Frage an Gewicht neben der Aufgabe, daß, wie der Psalmist sagt, „eine Welt aus Liebe erbaut werde". Nicht so sehr das Forschen nach den Mittelursachen, als vielmehr

das Erkennen der Zwecke lag dem Juden am Herzen. Auch die Schöpfung ist für ihn weit mehr, denn ein Faktum, eine Realität. Sie bildet für ihn ein Postulat, ein Ideal.

Maurus Jokai fragte einmal: „Wenn Zeus-Jupiter in das Fernrohr der Londoner Sternwarte blicken und sehen würde, was aus der Milchstraße geworden, die aus der verspritzten Milch Amaltheas entstanden ist?" Und was für die Mythologien gilt genau ebenso für die in einem wissenschaftlichen Dogma verstandesmäßigen Auffassung der Dinge, verankerten Religionen. Sie sind auf Flugsand gebaut.

Berthold Auerbach behauptet deshalb mit Recht, „daß die Astronomie der Altgläubigkeit das Dach über dem Kopfe abgehoben und die Geologie ihr den Boden unter den Füßen weggenommen" habe. Für die Gläubigkeit aber, die sich bei aller Treue gegen den angestammten Gott den Sinn für die Fortschritte der Wissenschaft offen hält und beides in Harmonie zu bringen weiß, für sie gilt dieses Wort nicht. „Wie einer liest in der Bibel, so steht am Hause sein Giebel."

Die „religiöse Lüge".

Du erinnerst mich daran, daß zwei von Dir hoch verehrte Männer es so scharf auf die Religion haben. Der eine fordert für sein Staatsideal die Kasernierung der — Religion. Der andere ruft nach der Polizei gegen die „religiöse Lüge", die „unser ganzes öffentliches und privates Leben durchdringt und demoralisiert". „Der Staat lügt, wenn er Verurteilungen wegen Beleidigung von Religionsgemeinschaften ausspricht" usw.

Ich antworte Dir darauf, daß ich an diesen Ausfällen nur eines beklage: daß sie von Juden kommen.

Wie Nichtjuden zu Bilderstürmern werden, ist unschwer zu begreifen. Ich verweise Dich gar nicht auf ausgesprochen antikirchliche Stimmen. Lies nur einmal, was P a u l s e n in seiner Ethik aus gewissen „Moraltheologen" zitiert! Du wirst dann den wahren horror Dei derer verstehen, die selbst einst auf der Schulbank aus solchen Kompendien Religion lernen mußten. Die

sie mit dieser Art von „Moral" von Kindheit auf zu identifizieren sich gewöhnt hatten, bis sie mit wachsender wissenschaftlicher Erkenntnis zur Sprengung solchen Joches empört und erstarkt waren. „Religion" wird dann im blinden Eifer mit „Kirche" verwechselt und, indem man diese meint, auf jene losgeschlagen. Man zählt das Sündenregister der Kirche auf, zeigt, „wie oft die größte Roheit und Verwilderung der Sitten Hand in Hand mit der absoluten Herrschaft einer allmächtigen Kirche ging" (Haeckel). Oder man verweist auf Tertullian und Eusebius, die alle wissenschaftliche Forschung als für den Christen unnötig und unnütz erklären (Büchner).

Auch die „modernen Theologen" werden ob ihrer der Wissenschaft in einigen Punkten ablehnenden Haltung bespöttelt und Feststellungen, wie die eines William James über die Gesetzmäßigkeit des religiösen Erlebens, als Triumph über die Religion gefeiert (Ostwald).

Wo findet sich hingegen Ablehnung, Verachtung oder gar Ächtung der Wissenschaft in unserem jüdischen Schrifttum? Wissen wird vom Talmud höher gestellt als Prophetie. Betont, daß die Bibel den Ewigen einen Gott des Wissens nennt. „Mit Wissen hast du alles, ohne Wissen nichts."

Gründliches Studium der Astronomie und Chronologie wird zur religiösen Pflicht gemacht. „Gott selbst unterwies Adam in allen Wissenschaften." So lehrten und taten die Vertreter der jüdischen Religion schon in alter Zeit.

Daß unsere jüdischen Intellektuellen von ihnen nichts wissen und darum, die nichtjüdische Kritik noch übertrumpfend, die Religion als kulturfeindlich hinter Schloß und Riegel wünschen, mag noch hingehen. Daß sie es aber auch unter ihrer Würde halten, sich über jüdische Religion bei einem Zeitgenossen zu unterrichten, einem Steinthal, Lazarus oder Cohen, um nur die staatlich punzierten Akademiker zu nennen, das verrät die Gesinnung des Vogels, der mit Vorliebe das eigene Nest beschmutzt. In solcher „Objektivität" spreizt man sich vor der Welt. Und Atheismus fordert doch „le dernier cri"!

So erkläre ich es mir auch, daß, bis auf einige spärliche Ausnahmen, unsere jüdischen Theologen auf der einen, die Juden unter den Naturforschern auf der anderen Seite unsere Frage, sicherlich eine der wichtigsten und brennendsten, unberührt lassen. Was schert unsere jüdischen Großen und Reichen Größe, Reichtum, Erhabenheit des Judentums? Oder kümmert sich Snob und Mob um „religiöse Fragen"?

Hinzu kommt noch eines, was auch die Hauptschuld an dem beschämenden Rückstand erklärt, in dem die jüdische Bibelforschung seit langem geblieben ist. Man will sich's nicht mit den — „Orthodoxen" verderben. „Wozu der Lärm?" Quieta non movere!

Wer unser Schrifttum auch nur vom Hörensagen kennt, sollte doch soviel davon wissen, daß es bei uns keine „Orthodoxie", noch überhaupt eine „Doxa", eine „Kirchenlehre", eine Festlegung auf irgendeine Meinung, einen Glaubenssatz gibt. Was in den heiligen Schriften nicht Tatgebot, nicht Lebensweisung ist, das überläßt man bei uns getrost den Philosophen und Philologen, den Mythenforschern und Historikern, der Naturwissenschaft und — last not least — dem Homiletiker. „Nicht die Theorie gilt, sondern die Praxis!" Keine Uniformierung der Geister, sondern Disziplinierung des Willens und einheitliche Stilisierung des Lebens. Die Tat ist alles. Die aus reinem Herzen quellende edle — und dadurch den Täter selbst veredelnde — Tat. Das Ziel: eine Reinkultur der Spezies Homo sapiens.

Das Wort Clarapèdes :„Besser ein veredelter Affe, als ein heruntergekommener Adam", es könnte ein „orthodoxer" Jude gesprochen haben. Gegen den Circe-Zauber einer Ästheten-Kultur, der Menschen in

Tiere verwandelt, macht die jüdische Ethik Front mit der Aufgabe, das Tier in uns zum Menschen zu erziehen.

Den Gegensatz zwischen uns und den anderen kann man gar nicht schärfer pointieren, als Feuerbach in dem Satze: „Sind wir für den Himmel geboren, so sind wir für die Erde verloren." Diesem aut-aut steht unser et-et gegenüber, der harmonische Ausgleich zwischen Himmelssehnsucht und Erdbedingtheit in der Menschenseele — in dieser Welt. „Der Himmel ist des Ewigen, aber die Erde gab er den Menschen." Nur hier kann das Paradies erblühen.

Wie fein finden unsere alten Kommentatoren die Schuld des „Geschlechtes des Turmbaues zu Babel" — der ersten internationalen Organisation — darin, daß sie vorgaben, „den gefährdeten Himmel stützen zu sollen"! Sie, die in Wirklichkeit Gott entthronen und den Himmel für sich okkupieren wollten! Die privilegierten Himmelspächter und Glaubensretter — ja, die brachten die große Disharmonie unter die Menschen, daß wir die Einheitlichkeit des Kulturstrebens einbüßten und uns nicht mehr brüderlich untereinander verständigen können. „Einerlei Sprache und eindeutige Rede" hörten auf. Die Menschen sprachen verschieden und vieldeutig. Der Unschuld des schlich-

ten, vertrauenden Herzens beraubt, von Haß und Neid und Gier vergiftet, begannen sie aus der Sprache, dem natürlichen Bindungs- und Verständigungsmittel, gegeneinander Scheidewände zu errichten, den Worten des anderen anderen Sinn unterzulegen, die eigenen zur Bemäntelung ihrer Gedanken zu mißbrauchen, aneinander vorbeizureden. Die Lüge, die Politik traten ihre Herrschaft an. Der Keim zum Kriege war gepflanzt.

Feuerbach hat somit recht. Das ständige Schielen nach dem Himmel raubt das Augenmaß für die Erde. Die Lehre von der doppelten Wahrheit, die Moral mit doppeltem Boden, der reservatio mentalis, sie machten die Erde zum Jammertal. Die Himmelsrayonierung ausschließlich auf Grund des Taufscheines bedingt die Teilung der Erde und ihrer Güter nach dem Maßstab der Gläubigkeit.

Von alledem weiß das Judentum nichts. Es ist bei der „einfachen" Moral, bei „einerlei Sprache" geblieben. Seinem Weisheitsschatze entnommen sein könnte Kants Ausspruch: „Ehrlichkeit ist besser, denn alle Politik". Ausdrücklich und unzweideutig läßt es jeden, gleichviel welchen Glaubens und welcher Herkunft, nach seiner Fasson selig werden. „Ehre Gott in der Höhe und Friede auf Erden", d. h. nach jüdischer

Auffassung: „Für alle gleiches Recht auf Erden und gleiche Aussicht auf den Himmel."

Es ist wohl das Kühnste, was je über die Lippen eines Theologen kam, wenn ein R. Chijja die Gottheit sagen läßt: „Zugestanden, sie verlassen mich, — wenn sie nur meine Gebote halten würden!" So spricht ein Mann, dem der Talmud nachrühmt, er habe gleich Esra, die Thora vor der Vergessenheit gerettet! „Atheist in der Theorie, es sei! Wenn nur in der Praxis Jude!" Atheismus — ein geistiges Manko. Wen geht es an, außer dem Betroffenen? Nicht mehr, nicht weniger als ein Schönheitsfehler.

Der Prophet Jona wird nach Ninive gesandt. Etwa, weil die Leute dort Götzendiener oder Atheisten oder „Monisten" waren? Nichts da von Ketzerrichterei! Sondern einzig und allein darum, weil „ihr böser Wandel" vor Gott gekommen. — Jona kehrt verrichteter Sache heim. Hatte er Ninive zum Judentum bekehrt? War der Marduktempel zur Synagoge „umgetauft"? Ach nein. „Sie waren umgekehrt von ihrem bösen Wege; damit zufrieden, ließ Gott ab von dem Bösen, das er ihnen zugedacht." Sieht das nach Orthodoxie aus?

Gott dienen durch die Tat! Das ist auch Ursprung und Tendenz unseres sogenannten „Zeremonial-

gesetzes". „Wie kleinlich eine Religion, die solche Quisquilien zur Tortur für ihre Bekenner macht!" Wir leben doch nicht in China! „Was kann Gott daran liegen, ob man das Tier schächtet oder durch Nackenschlag tötet?"

Diese Frage, lieber Ernst, — höre und staune! — sie zitiere ich nicht aus einem Pamphlet gegen das Schächten. Sie steht — im Midrasch!

Nein, diese „Zeremonien" sind nicht Kleinlichkeitskrämerei. Sie sind Gewichte, die uns in jedem Augenblick unseres Daseins das Wertvollste, die statische Ruhe der Seele, erhalten (vgl. Prov. 4, 26). Tiefspurige „ausgefahrene Geleise", in denen der Wille automatisch, unfehlbar zur sittlichen Tat führen muß, nennt sie die Bibel (vgl. Jalkut zu Prov. 5, 6). Ihnen danken wir den Ausgleich zwischen „Himmelhoch jauchzend" und „Zu Tode betrübt". Jenen Herzensfrieden, der unerschütterlichen Mutes zwischen der Skylla und Charybdis extremer Stimmungen den sicheren Mittelweg findet (vgl. Koheleth 7, 18).

In anderen Religionen verkörpert sich das religiöse Gefühl. Es lebt sich aus in mythologischer Symbolik, in Bilderdienst oder in Apotheose und Heiligenverehrung. Bei uns betätigt es sich. Die „Güte" wird nicht zu Bild und Statue, zum „schönen Schein"; sie

wird zum Armenzehnten, zum Krankenbesuch, zur Waisenpflege, zur Volksausspeisung, zum Bekleidungsverein. Die „Enthaltsamkeit" führt nicht in die Einsiedelei mit der Aussicht auf die Gloriole der Heiligsprechung. Sie gibt dem „jüdischen Haus" seinen besonderen Stil und Zuschnitt, der die Menschenwürde wahrt, den Gedanken an einen höheren Beruf wach hält selbst in Speis und Trank und allem, wo sonst das Tier im Menschen seine unbeschränkte Domäne behauptet. Wer aus einer solchen Kinderstube kommt, der wird die Religion nicht eine Lüge schelten. Er selbst, seine Kindheit, die Erinnerung an das Elternhaus, sein „Heimatschein" müßten ihn Lügen strafen.

Und wenn ein Lichtenberg bekennt, „in einem Tage hundert Dinge zum Orakel zu machen", oder wenn ich von Augustus lese, daß es als Omen für ihn galt, welchen Schuh er des Morgens zuerst angelegt, wenn ich mir vor Augen halte, welches Unheil mit solchen Bagatellen der Aberglaube noch heut anrichtet, — dann weiß ich erst die minutiöse Sorgfalt und Bestimmtheit zu würdigen, mit der unser „Zeremonialgesetz" uns vorschreibt, zuerst den rechten Schuh anzuziehen u. dgl., mit der überhaupt der Schulchan arukh einen jeden unserer Schritte regelt, jede kleinste Tat zu einem Gottesdienste weiht. Diese „Küchen- und

Kellerreligion" entzieht uns den Fängen des gerade in diesen Tiefen lauernden Aberglaubens.

Die wahren Gottesleugner sind nach jüdischer Auffassung nicht jene, die, wie der Talmud selbst, erklären, Gott könne nie in Wirklichkeit auf den Sinai herab- und Elijah nie in den Himmel aufgestiegen sein, die auf diese oder jene Weise jeden Anthropomorphismus von Gott fernzuhalten suchen. Selbst jene nicht, die das Schöpfungswerk in der freiesten Weise deuten. Jene sind es vielmehr, die, wie Swift sie zeichnet, nüchtern mit Gott und Religion Scherz treiben. Die in heuchelndem Gebet auf den Knien liegen, anstatt aufzustehen, um eine gute Tat zu vollbringen. Wie ein unverschämter Schuldner, der täglich zu seinem Gläubiger geht und sich vertraulich mit ihm bespricht, ohne je seine Schuld abzutragen. Jene, die, wie der Psalmist (50, 16. 17) sagt, „von Gottes Geboten nur schöne Worte machen und seinen Bund und Namen stets im Munde führen, in der Wirklichkeit aber Zucht und Menschlichkeit mit Füßen treten und seine Worte hinter sich werfen".

Freilich, eine solche Religion, der die Nächstenliebe nicht von den Lippen weicht und die dabei mit aller bis dahin unbekannten Grausamkeit Sätze praktiziert, wie: „Extra ecclesiam nulla est salus" oder „Haere-

ticis nulla est servanda fides", während
ausdrücklich den Frommen aller Völker die tum
zuspricht und selbst dem Götzendiener gege
strengste Redlichkeit fordert, weil es eben nicht daraus ist, die Seelen zu retten, sondern die Menschen zu bessern, — eine solche Religion öffentlich eine „Lüge" zu nennen, das bleibt dem Geschmack des einzelnen überlassen. Mir widerstrebt es, da es die Gefühle so vieler verletzen muß, denen das Gute, das diese Religion ihnen bietet, sie ihnen lieb und heilig macht. Hat es doch überdies auch ehrliche Kirchenmänner gegeben, die, wie Agricola, weit entfernt, sich mit erlogener Phrase zu drapieren und mit „Humanitätsdusel" zu maskieren, ohne Hehl offen heraus bekannten: „Die zehn Gebote haben für den Christen keine Gültigkeit."

Ich betone, wie Du weißt, immer, und so auch hier, daß ich streng zwischen der jüdischen Lehre und dem jüdischen Leben der Gegenwart unterscheide. Nichts liegt mir ferner, als Schönfärberei zugunsten unserer heutigen Juden absolut und ohne Unterschied. Ebensoweit aber auch der geringste Ausfall auf die Christen im allgemeinen. Ich spreche hier immer nur von der einen und der anderen Religion als solcher.

Entscheidend ist freilich, wie sich diese Religion an ihren Bekennern bewährt. Mag auch die Literatur über

die „jüdische Frage“ in jüngster Zeit berghoch wachsen, — ein achtbarer Jude tut mehr, als all diese Holzvergeudung, zu unserem Besten. Ein schlechter zehnmal soviel zu unserem Schaden.

Was Nietzsche, gewiß in puncto Judentum objektiv, von dem ideallosen Börsenjüngling sagt, das können alle apologetischen Schönheitspflästerchen nicht aus der Welt schaffen. Als Gegengewicht kann nur wiederum ein — günstiger — jüdischer Typus dienen. Aber nicht, wie bei Gustav Freytag, der hyperidealistische Stubengelehrte gegenüber dem unredlichen Händler. Es muß eine Erscheinung aus der gleichen Sphäre und Kategorie sein, eine Wiederholung jenes R. Schimon, der durch seine peinliche Redlichkeit im Handel einen Araber zu dem Ausruf begeisterte: „Gesegnet sei der Gott R. Schimons!“ Das, was wir Juden „Kiddusch haschem“ nennen!

Die eine arme Jüdin, die einem Nettelbeck in seiner Not hochherzige Gesinnung bewies und durch seine dankbare Aufzeichnung in das Bewußtsein des deutschen Volkes eingegangen ist, sie wirkt vielleicht, wenn auch im stillen, ebensoviel, wie der eine Moses Mendelssohn als Lieblingsfigur der deutschen Volksliteratur — ein nicht zu unterschätzender Faktor! — seiner Zeit. Sicherlich aber weit mehr, als alle jüdischen

Kunstmäzene, die das Protegieren aus Renommage betreiben, zusammengenommen.

Wenn doch endlich jeder Jude einsehen wollte, daß er das Glück seines Volkes trägt! Daß in seine Hand das Schicksal aller Juden gelegt ist und die Ehre des gesamten Judentums von ihm gefordert wird! Wieviel solcher namenloser idealer Juden, d. h. Prachtausgaben eines Menschen, unter uns leben, wir wissen's am besten. Bedauern es nur schmerzlich, daß ihrer nicht mehr uns bekannt sind, so oft wir einen edlen Christen kennen lernen.

Aber ebenso, wie wir blinde jüdische Apologetik als unpassend, ja als unheilvoll zurückweisen, ebenso verwahren wir uns gegen die Verurteilung aller Juden einfach auf Grund ihrer Zugehörigkeit zum Judentum. Wo ist heute das Deutschland, das einst auf seiten Lessings stand, wenn er im Hinblick auf die Juden „eine sehr ernsthafte Betrachtung" anstellte „über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muß, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann?" Oder wenn er ausruft: „Aus ihm (dem jüdischen Volke) sind ehedem soviel Helden und Propheten aufgestanden, und jetzt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen sei?"

Je länger, je klarer sehe ich, daß die Juden, wie Nordau sagt, nicht verfolgt werden, weil gewisse häßliche Eigenschaften in ihrem Gesamtcharakter hervortreten, sondern daß sie diese angenommen haben, weil sie überall der Gegenstand des Hasses und der Verfolgung waren. Es bleibt wahr: Jedes Land hat die Juden, die es verdient. Ich könnte Dir dafür schlagende Beweise von Juden liefern, die aus dem gewissenlosesten, vollständig amoralischen Jobber Europas — nicht nur Halbasiens! —, durch das Fixierbad Amerikas gezogen, zu waschechten Gentlemen geworden sind. Bis auf gelegentliche Rückfälle in das östliche Platt, nicht wiederzuerkennen! Aber nomina sunt odiosa. Mündlich mehr davon. Ich fürchte das „Opened by censor".

„Religionen verdummen den Geist."

Dieses Wort eines Karl Marx, dessen „Kapital" L. Jacoby als „die Fortsetzung und Ergänzung" Darwins bezeichnet, gilt es auch für das Judentum? Mit welcher Freiheit unsere jüdischen Schrifterklärer und Religionsphilosophen die biblische Schöpfungsgeschichte behandeln, muß schon dem jugendlichen Geiste bei den ersten Worten des Chorführers unter unseren klassischen Kommentatoren, Raschi, auffallen. Alle Theorien über die Schöpfung sind eben nur Agada, ohne jede dogmatische Bedeutung und religiös verpflichtende Wirkung, dem Spiel der Phantasie ohne Einschränkung freigegeben . Versteigt sich doch kabbalistische Verirrung sogar bis zum Liebäugeln mit der Dreieinigkeit! Faseleien, von denen uns ein Jakob Emden mit dem Notung schneidender Kritik erlöste. Wann kommt auch uns ein solcher Kämpe gegen das christologische Nibelheim unserer modernen Mystagogen?

Die Reihenfolge der Schöpfungstage ist nach Raschi

ganz irrelevant. Die Schöpfung des Wassers muß der der Erde vorausgegangen sein. Die eigentliche Schöpfung hat bereits am ersten Tage stattgefunden. An den folgenden werden nur die einzelnen Schöpfungen ihrer Bestimmung zugeführt. Die am vierten Tage in Funktion tretenden Gestirne sollen dem Menschen dazu dienen, unabhängig von dem Wechsel von Hell und Dunkel, der schon am ersten Tage eingetreten, durch Beobachtung der Sterne die Zeit zu berechnen.

Hier ist deutlich die Anschauung ausgesprochen: Aus einem Primären haben sich sekundäre Bildungen entwickelt. In der alten, auf Aristoteles zurückgehenden Terminologie: das Potentielle wurde aktuell. Noch mehr: Aus dem Anorganischen entwickelte sich das Organische! Oder wie es der Midrasch ausdrückt: „Wer da sagt, die Welt sei aus dem Tohuwabohu geschaffen worden, fehlt nicht (eno pogem)!"

Allerdings ist von einer Deszendenz, etwa der Tiere von den Pflanzen, hier noch nicht die Rede. Sehr dehnbar ist jedoch die Deutbarkeit des talmudischen Satzes (Rosch haschanah 41 a): „Mit allen Werken der Schöpfung sind sogleich alle ihre Entwicklungsmöglichkeiten mitgeschaffen worden, sie trugen schon im Keim ihr körperliches Maß, ihr „zibhjon" und den Gipfel ihrer geistigen Entfaltung in sich." Womit

nebenbei ausgesprochen ist, daß es in der Natur strenggenommen keinen Fortschritt gibt. Nur des Menschen Geist ringt sich aufwärts (Spr. 15, 24).

Der Sinn des Wortes „zibhjon" ist umstritten. Die annehmbarste Deutung lautet: „Alles, was sich je aus dem Geschöpf entfalten kann, wie beim Tiere die einzelnen im fortschreitenden Wachstum hervortretenden Organe." Wir nennen es heute: Ontogenese. Etymologisch wird das Wort „zibhjon" mit „zabha" zusammengestellt, wie es Genesis 2, 1, gebraucht wird: „Vollendet waren so Himmel und Erde und all ihr ‚zabha', d. h. ihr ‚Heer'", wie die landläufige Übersetzung lautet. Auch Jesaja 34, 4, spricht von diesem „Heer des Himmels", und nach Nehemia 9, 6, ist unter „zabha" zu verstehen, was den Himmel und entsprechend die Erde und das Meer „füllt" (vgl. das vierte Gebot). Hiernach ergibt sich das ansprechende, auch von Herder angewandte Einteilungsprinzip des Sechstagewerkes der Schöpfung: In den ersten drei Tagen wurden Himmel, Erde und Meer geschaffen, in der zweiten Hälfte ihr „Heer", d. h. die Gestirne und „alles, was sich bewegt" in Luft und Wasser und auf Erden, — Tier(!)kreis, Erdkreis, Wasserkreis (Okeanos), — wobei die Pflanzen „als Kleid der Erde", in die Schöpfung des Festlandes am

dritten Tage miteinbegriffen werden. Wurde aber, nach jenem talmudischen Ausspruch, jedes „Heer" im Keime mit seinem Lebenselement zugleich geschaffen, dann ist es doch nur durch Evolution aus diesem „hervorgegangen", und von einer eigentlichen Schöpfung kann nur bei den drei Elementen Luft, Wasser und Erde gesprochen werden, zu denen als viertes die Schöpfung des ersten Tages, „Or", das „leuchtende" Feuer, hinzukäme. Hiob 37, 3. 11. 15 (vgl. 36, 32) wird ja mit „Or" der Blitz bezeichnet.

Von dieser Reduzierung des Geschaffenen auf vier Elemente ist dann nur noch ein Schritt zur Annahme eines einzigen Urelementes. Ein jüdischer Denker des Mittelalters, einer der gefeiertsten Dichter der Synagoge, Salomo ibn Gabirol, ist auch vor dieser Konsequenz nicht zurückgeschreckt. Gabirol führt, freilich ohne Anlehnung an den Bibeltext, die gesamte Schöpfung auf einen Urstoff (J'ssod k'lali) und eine Urform (Zura k'lalit) zurück. Der Eine könne nur Eines hervorgebracht haben.

Das ist Monismus, wenigstens im Sinne Haeckels, dessen Substanz ja im Grunde auch dualistisch ist. Als Komposition von Stoff und Kraft, bestehend aus Masse und Äther, sich äußernd in Ausdehnung und Empfindung. (Joh. Jeremias.) Was ist das Proto-

plasma unserer Monisten anderes, als der J'ssod k'lali Gabirols, nach dem ein Dualismus zwischen Stoff und Form — heute heißt es: „Stoff und Kraft" oder: „Materie und Geist" — nur im Geiste des Schöpfers, wie wir sagen würden: nur transzendental, nie aber in der realen Welt gedacht werden kann.

Immerhin läßt Gabirol noch die „Schöpfung aus Nichts" gelten. Aber selbst die platonische Lehre von der Unerschaffenheit, der Ewigkeit der Materie hat unter unseren jüdischen Denkern der Vorzeit Anhänger gefunden.

Abraham ibn Esra will in seiner vorsichtigen Art, in dem hebräischen „bara" nicht ein Schaffen aus Nichts, sondern ein Bilden aus Vorhandenem sehen. Und dieses vor der Schöpfung Vorhandene bezeichnet Abraham bar Chijja geradezu, mit Aristoteles, als Hyle und Form. Gersonides vollends die talmudische Autorität(!), spricht ganz unumwunden von einem „ewigen Stoff". Aber selbst der konservative Jehuda Halevi erklärt: „Sollte ein denkender Bibelgläubiger durch Vernunftsschlüsse zur Annahme einer Weltewigkeit sich geführt sehen, sie brauchte seinem Glauben an die Bibel keinen Abbruch zu tun!"

Schon diese wenigen Zitate können Dir zeigen, wie wenig das Schlagwort „scholastische Scheuklappen"

auf die jüdische Gedankenarbeit des Mittelalters paßt. Auch hier leiden wir unter denkträger „Gedankenübertragung". Christliche Begriffe werden kritiklos nach hergebrachter Schablone auf die jüdische Kulturwelt ausgedehnt. Das Judentum ist aber, das kann nicht oft genug betont werden, ein Gebilde durchaus sui generis. Hier weiß man nichts von der scharfen Scheidung zwischen Gläubigen und Ungläubigen, die ja auch dem Koran so geläufig ist. Gerade aus diesem Kreise kam der erste Stein auf das Idol des Aristotelismus. Der erste Stoß, der eine Autorität erschütterte, mit der sich in neuerer Zeit nur die eines Hegel messen durfte. Hüten wir uns vor ähnlichen geistigen Bindungen!

Über den pädagogischen Wert der Autorität hat Fr. W. Förster so tief und schön gesprochen, daß ich Dich einfach nur auf ihn zu verweisen brauche. Doch darfst Du nie vergessen, daß auch ihm bei seinen Ausführungen die kirchliche Dogmatik über die Schulter geblickt und das Konzept korrigiert hat. Das mußt Du in Abzug bringen, wenn Du seine Grundgedanken auf jüdische Verhältnisse übertragen willst.

Es gibt keinen Autoritätsungläubigeren als den Juden. Echt jüdisch meinte Franz Delitzsch einmal: „Der Talmud sagt: wenn du dich hängst, so hänge dich

an einen hohen Baum! Aber ist es nicht besser, wenn man sich gar nicht hängt?" Wird doch schon im Talmud der Berufung auf Wunder, ja der Zitierung von Engeln jede Beweiskraft abgesprochen. „Stammt die Thora aus der Weisheit, einem heiligen Quell, so die Weisheit aus einem allerheiligsten" (Sohar zu 2. Mose 22, 30, ed. Przemysl, p. 121 und weiter).

Der Jude stützt sich einzig und allein auf Gründe, auf den ihm zur Erforschung der Wahrheit von Gott verliehenen Geist. Er ist dazu nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet. Seine gesunde Skepsis bleibt auch vor dem Heiligsten nicht stehn. Selbst die Wahrheiten der Thora zieht er vor den Richterstuhl jeder neuen Zeit und Zensur. Daß sie bei sachlichem, gerechtem Verhör vor allen besteht, daß z. B. die strenge jüdische Sexualhygiene, wie so vieles andere, bis ins einzelne jetzt wissenschaftlich erhärtet wird, erhöht in unseren Augen ihren Wert und vertieft im jüdischen Herzen die Liebe zu ihr. Sie bildet den einen, unzerreißbaren Faden, auf den der Jude die Perlen aller neuen Erkenntnisse aneinanderreiht. So werden sie zu dauerndem Besitz für den ganzen Menschen, für Geist und Gemüt.

Von dieser Kontinuierlichkeit des jüdischen Gedankens erhältst Du einen Begriff, wenn ich Dir den

soeben zitierten Grundgedanken Jehuda Halevis mit nahezu denselben Worten bei Samson Raphael Hirsch nachweise. Vergiß nicht! Acht Jahrhunderte liegen zwischen beiden. „Fern im Süd" lebte der eine, der andere am nüchtern nordischen Main. Und sie reden beide wie Zeitgenossen und Zimmernachbarn.

„Es muß," so schreibt Hirsch, „die jüdische Jugend die Selbstüberzeugung gewinnen, wie das Gebiet der Gotteserkenntnis und der geistig sittlichen Menschenbestimmung, welche das Judentum zu pflegen hat, von allen Ergebnissen der gesamten Naturforschung völlig unangetastet bleibt, ja, in ihnen nur noch eine bewußtvollere Basis gewinnt." In der dämmernden Erkenntnis des Einen in aller Mannigfaltigkeit des Vielen erblickt er den Triumph des jüdischen Gedankens. Welcher Gegensatz zu der Zwiespältigkeit, mit der jener Astronom im Priesterrock erklärte: „Wenn ich vor dem Fernrohr stehe, vergesse ich den Priester, in der Sakristei den Astronomen!"

Beneidenswert das Los, das dieser schöpferischen Kraftnatur wurde! Seine Energie war treibender Dampf, nicht, was sich so oft bei uns wohl diesen Anschein gibt, in Wirklichkeit aber nur rußender Rauch ist. Er durfte sich eine jüdische Schule zimmern. Eine Schule, die sich nicht damit begnügt, die Jugend —

auch die weibliche! — mit der Sprache unserer Väter vertraut zu machen. Zum Kern und Stern des gesamten Unterrichtes vielmehr vor allem den Geist unseres Schrifttums, die Thora, die Religion hat. In der auch die Naturgeschichtsstunde, und sie ganz besonders, zur Religionslektion wird. Hier kann man den Schüler in die Probleme der Naturforschung so gründlich einführen, daß er zwischen Tatsachen der Wissenschaft und erdichtetem Dunst unterscheiden lernt. Er wird vor der Verengung des Gesichtskreises bewahrt bleiben und jener widerstandslosen Unterordnung unter materielle Interessen, zu der, nach einem Worte Du Bois-Reymonds, einseitig betriebene Naturwissenschaft zu führen geeignet ist. Mit Reinke, dem bekannten Botaniker, wird er erfahren, daß „die Kenntnis der Natur unausweichlich zur Gottesidee führt".

Ein so geschulter Kopf wird, allen den kaleidoskopisch wechselnden Weltkonstruktionen der Naturphilosophie zum Trotz, an seiner jüdischen Überzeugung keinen Schaden nehmen. Nicht „den Glauben an Gott wie die ersten Zähne verlieren müssen, damit ihm erst das rechte Gebiß wachse" (Nietzsche). Ein unterhaltsames Gedankenspiel wird es ihm sogar gewähren, beim Lesen unserer jüdischen Agadisten und Religionsphilosophen darauf zu achten, wie schon auf

jenem alten Boden für und wider Lanzen splitterten in Streitfragen, die unsere modernen Geister erhitzen.

So spricht Saadja, mit dem die Reihe unserer bekannten Religionsphilosophen beginnt, von jüdischen Anhängern der Atomenlehre Demokrits. Sie beriefen sich für diese Theorie auf die Schrift selbst, auf Hiob und die Proverbien.

Spuren solcher Kosmogonien finden sich bereits im Talmud und Midrasch, im Anschluß an gewisse Bibelstellen. Hiob 98, 38, spricht von Formungen des Staubes zu Schollen am Weltenanfang. Nach Raschi bildete sich zuerst ein fester Kern, um den sich dann der Stoff zusammenschloß. Ähnlich ist Sprüche Salomos 8, 26, gleichfalls im Zusammenhang der Weltschöpfung, von dem „Anfang des Staubes (hier im Plural afrot!) der Welt" die Rede. Herrscht hier die Vorstellung vor, die auch im Talmud (Joma 54b) ihren Vertreter findet, daß die Welt aus kleinsten Teilchen entstanden sei, so wird auch die Materie dieser Atome nach der jüdischen Überlieferung in dem Vers Hiob 37, 6, bezeichnet. Er lautet nach unseren Kommentatoren: „Zum Schnee spricht er: Werde Erde! und zum Regen: Werde Körper!" (Hier wieder im Plural mitrot = Regen, wie oben afrot = Staub!) Auch sonst wird in der Agada die Entstehung der Erde durch Verdichtung aus Wasser oder

Schnee angenommen. Es gehört keine große Kombinationsgabe dazu, hier an die Kant-Laplacesche Hypothese zu denken und sich zu erinnern, daß Thales, der die Entstehung der Welt aus dem Wasser lehrte, nach Diogenes Laërtius, der Sohn einer Phönizierin (!) war, daß die phönizische Kosmogonie, nach Sunchoniathon, als Rohstoff der Welt das Wasser (Môt) bezeichnet, und daß Posidonius die Atomenlehre auf den „Phönizier" Moschos zurückführt, der von Cadworth mit unserem Lehrer Mose für identisch erklärt wurde.

Der Freibrief für alle diese kühnen Deutungen und Philosopheme war der hermeneutische Leitsatz der Talmudisten: „Die Thora hat sich der menschlichen Ausdrucksweise angepaßt." Die will besagen: Das Bibelwort kleidet die höchsten Wahrheiten und tiefsten Geheimnisse in eine Form, dem Verständnis derer faßlich, an die es sich wendet. Die Thora würde zu jedem späteren Zeitalter, dessen kulturellem Niveau entsprechend, anders gesprochen haben. Es versteht sich demnach von selbst, daß jedes neue Geschlecht sie mit seinen Augen liest und die alten Worte in neuer Beleuchtung sieht.

Dies gilt für die Etappen der Schöpfung ebenso, wie für ihren Abschluß. Ein Gott, der, wie der Töpfer

den Lehm knetet, Gebilde formt, ist für die wissenschaftliche Erkenntnis ebenso schwer faßbar, wie ein Gott, der „ruht". Schon Moses Mendelssohn erklärt darum, auch hierin in Übereinstimmung mit einer talmudischen Anschauung, dieses „Ruhen" dahin, daß das Aufeinander katastrophaler Schöpfungsakte, das rastlose Auftauchen von Neubildungen mit dem sechsten Tage einen Abschluß fand und nunmehr die weitere Entwicklung der Schöpfung nach den ihr von Gott vorgezeichneten Gesetzen einen ruhigen Verlauf nahm. So soll auch das ruhelose Werk der sechs Arbeitstage friedlich ausklingen und alle Dissonanz der Woche aufgehoben werden in der harmonischen Stimmung des siebenten, des Ruhetages.

Eines aber bekennen sie alle, die je als Juden die biblische Genesis zu deuten unternommen haben: Alles von Gott! Und daraus strahlt für sie der Leitstern: Alles mit Gott!

Die „neue Sittenlehre".

Frühzeitig begann man den biblischen Schöpfungsbericht allegorisch zu deuten. Unsere Religionsphilosophen sprechen gelegentlich von solchen Auslegungen in politischem Sinne. Jeremia 4, 23 ff., bietet dazu das Pendant, indem er das politische „Tohuwabohu" seiner Umgebung als getreues Negativ der Schöpfung mit denselben Farben malt.

Die Vorstellung einer Gesellschaftspyramide, des nationalen Klassen- und Kastenstaates, mit dem König von Gottes Gnaden an der Spitze, wie leicht ließe sie sich in den Worten der Genesis wiederfinden! Die Scheidung von Hell und Dunkel, Licht und Schatten; in Hoch und Nieder; in Stabiles, Konservatives, Autochthones, Bodenständiges und auf der anderen Seite Fluktuierendes, Internationales, Zersetzendes, Unbeständiges, „die große Kloake": die drei ersten Schöpfungstage. Wobei als Ingrediens des dritten — der Pflanzenschöpfung — die agrarische Herrenmoral

sich organisch einfügt. Dann „die großen Lichter" — ach, wenn sie's gewesen wären! —, die „Paladine", die fackeltanzenden, handküssenden Wadenstrümpfler in Lakaiendreß und Ministerdreispitz. Über ihnen die roten, schwarzen und sonstigen Piepmätzchen, das ganze ordenssüchtig erschaute Federvieh. Hierauf die Marine. Die „Hechte im Karpfenteich". In ihrem Dienst die moderne Seeschlange: das Kabel! „Gelogen wie telegraphiert!" Rings um sie und die anderen „Stützen des Thrones" die misera plebs des Stimmviehs. Hoch über allem in strahlender Glorie die Majestät des „Herrn der Erde"! „Le Roi Soleil!" Der regiert nach seinem und zu seinem „Plaisir", wie etwa der Gott des Heraklit, der mit der Welt sein Spiel treibt. (Eine Vorstellung, die vielleicht in dem Spiel des Schöpfers mit dem Liwjathan — Hiob 40, 29, vermutlich auch Psalm 104, 26 — durchschimmert).

So schnurrig malte sich mutatis mutandis die Welt schon in Köpfen zu Saadjas Zeit! Und ganz konsequent kämpfen Bibelgegner und Antimonarchisten Schulter an Schulter. „Wie die Monarchie im Menschenleben veraltet ist und die Republik zu erstreben, so ist auch die Monarchie des Universums durch die Republik des Universums zu ersetzen" (Wießner). Also nicht mehr das monarchistische „Heis koiranos

esto“ Homers! Nicht mehr Kants Axiom, das ein Wesen, das zugleich Oberhaupt in der moralischen Welt und Schöpfer der Natur ist, eine notwendige Annahme für unsere Vernunft sei!

Ernster zu nehmen ist eine andere Auffassung der Bibelworte vom ersten Werden der Dinge. Das ist die Entwicklung aus ethischer Tendenz. Sie vertreten schon unsere alten Schrifterklärer.

Während das Neue Testament mit einer genealogischen Konstruktion beginnt, baut sich das Alte auf dem realen Grund der Geologie, ja noch weiter der Kosmologie auf. Der Eine schafft nach einem Willen das Eine, das Universum. Er schafft es, nach R. Abbahu (3. Jahrhundert), nicht auf einmal. Eine Auslese findet statt! Welten entstehen und vergehen — die Katastrophentheorie Cuviers! „The fittest“, die eine Welt allein, von der „Gott sah, daß sie gut sei“, sie geht als Sieger hervor. Auch sie besteht, nach der Anschauung R. Achas, aus vielen „Welten“ oder — Sternensystemen, wie wir sagen. Fest steht jedenfalls die Ansicht: Stufenweise entringt sich dem Chaos der physische Kosmos.

Zweiter Schöpfungsakt: der Mensch! Aus dem Einen — diesmal dem einen Menschen — wiederum eine Welt: die Weltgeschichte. Abermals katastro-

phale Umwälzungen, abermals eine Auslese. Es bleibt: die geistige Welt.

Dritter Akt: Berufung Abrahams. „Einer war Abraham." Die ganze Thora besaß er bereits, so lehrt die Überlieferung, Judentum war in ihm, wie das ganze Weltall im Urkeim, dem J'ssod k'lali Gabirols. Wie die ganze Menschheit geistig in Adam.

Auch hier eine Auslese. Jakobs von Esau, Israels aus den Völkern, die, nach dem Midrasch, das Joch des Gesetzes ablehnen. Das Ergebnis: das Volk Gottes.

Diese Auslese bedingt keinerlei Ausschließung. Sie ist weder physisch, noch geistig, sie ist religiös-sittlich. Daher als Schlußakt des großen Weltdramas: die zum Ideal des Judentums, zur Thora, zum Gott der Gerechtigkeit bekehrte, friedlich geeinte Menschheit. Unsere Propheten ziehen die letzte Konsequenz: Friede auf Erden! Alle Kreatur geeint in einem Bunde, im Reiche Gottes!

Ein ähnlicher Gedankengang scheint einem Ausspruch zugrunde zu liegen, der sich in unseren Gebetbüchern gegen Schluß des Zusatzkapitels zu den „Sprüchen der Väter" findet. Dort werden auf Grund von Bibelversen fünf „Kinjanim", d. h. Schöpfungen, aufgezählt, und zwar: die Thora, Himmel und Erde, Abraham, Israel, das Heiligtum in Jerusalem. Daß die Thora

an erster Stelle genannt wird, entspricht der agadistischen Vorstellung, daß sie als „Urform", mit den Neuplatonikern zu reden, oder als „Modell, nach dem Gott die Welt geschaffen", wie der Midrasch es ausdrückt, vor der Welt vorhanden war. Daß sich mit der Idee eines vorweltlichen Gottes auch ernste Naturforscher befreunden können, beweist Lichtenberg mit der schönen Wiedergabe seiner Stimmung in der Westminsterabtei, diesem Wahrzeichen der Nichtigkeit irdischer Größe. Er gedenkt dort der Psalmworte: „Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit!" „Ich fühlte," fährt er fort, „die Gegenwart des Richters, dem ich auf den Flügeln der Morgenröte selbst nicht zu entrinnen vermöchte, mit Tränen, weder der Freude, noch des Schmerzes, sondern mit Tränen des unbeschreiblichen Vertrauens auf ihn."

Daß so streng logische Köpfe, wie Lichtenberg, echte Begeisterung für unsere Bibel empfinden, dazu trägt sicherlich der Einklang bei, in dem sie mit den Grundzügen naturwissenschaftlichen Denkens steht. Du suchst vergeblich ein zweites Buch jener Vorzeit, in dem das Prinzip der Entwicklung so restlos durchgriffe, wie in unserer ältesten Urkunde.

Das höchste Ziel ist hier das Endglied einer Kette, die

mit dem ersten Schöpfungsakt anhebt. Allenthalben findest Du in unseren Bibelkommentaren das Urlicht gedeutet als „das Licht, das", nach dem Psalmisten, „gesät (!) ist für den Gerechten", eine Saat, die voll erst einst in einer Welt auf religiös-sittlicher Basis aufgehen soll. Die Scheidung (Habhdalah!) zwischen „Licht und Dunkel", diese Urtat des Geistes (vgl. Berakhot 33a), wird, so im Gebet am Sabbatausgang (Habhdalah!), auf den Unterschied zwischen heilig und profan, Israel und den Völkern, den Menschen für und denen wider Gott bezogen.

Von Troels-Lund besitzen wir ein geistvolles Buch, in dem er die beiden Gedanken durchführt: „Die fortschreitende Auffassung des Unterschiedes von Tag und Nacht, Licht und Dunkel, ist der innerste Nerv der menschlichen Kulturentwicklung ...", und: „Jeder bedeutenden Änderung der moralischen und religiösen Lebensanschauung liegt mehr oder minder bewußt eine Änderung in der Bestimmung des Abstandes zwischen Himmel und Erde zugrunde."

In diesem Zusammenhange ermessen wir erst gebührend die Kulturtat des Judentums, indem es in der Genesis Licht und Dunkel, Tag und Nacht als Gegensätze voneinander klar und scharf „geschieden"; indem es ferner diesen Gegensatz, an den sich der

zwischen gut und böse anschließt, auf ein gemeinsames Prinzip, den gerechten Gott, zurückführt (Jesaja 45, 7) und hiermit den religiösen Dualismus durch einen Monismus ersetzt; indem es endlich den Monismus zum Monotheismus erhöht, d. h. den Begriff der Gottheit von dem Abstand zwischen Himmel und Erde ganz loslöst und einen Gott statuiert, der wohl in seinen Geschöpfen immanent, seinem Wesen nach aber transzendent ist. „Siehe," so betet Salomo (1. Könige 8, 27), „die Himmel und der Himmel Himmel können dich nicht fassen." Auch diese kosmische Vorstellung weckt sofort das ethische Echo, die Idee von dem Richter, der, wie Koheleth 5, 9 mahnt, „hoch über den Höchsten wacht".

Diese innige, unlösbare gegenseitige Durchdringung des kosmischen und des ethischen Elementes tritt in jeder Lebensäußerung des Judentums zutage.

Alles Leben entwickelt sich in Gegensätzen. Das Licht macht sich geltend auf dunklem Hintergrunde. Das Denken rankt sich an der Analyse aufwärts. Das Gute ringt sich durch im Streit mit dem Bösen. Der ethische Wille in uns bekämpft unsere Naturgebundenheit, den physischen Trieb, und wird zur sittlichen Tat, indem er ihn sich dienstbar macht. Der Sabbat, die Feste, sie alle zeigen diesen Doppelcharakter. Sie

knüpfen an die Schöpfung des Kosmos oder — als Erntefeste — an kosmische Vorgänge an, zugleich aber auch an die Schöpfung der ethischen Welt, an die Volksgründung Israels und die Offenbarung am Sinai.

Deutlich klingt der naturalistische Unterton durch im Koheleth. Eine Goethesche Resignation liegt über dem Buche. Ein ehern Gesetz beherrscht Natur wie Menschenschicksal. Ihm sich einordnen, ist höchste Weisheit. Ein Glück nur gibt es: „Edel sei der Mensch!" oder, wie es Koheleth formt: „Es freue sich der Mensch seiner Taten!" Ein Wort, das seine rechte Beleuchtung erhält, wenn man es mit dem Ausspruch des Psalmisten zusammenstellt: „Es freue sich der Herr seiner Taten!" (104, 31). Ein unzweideutiger Titel unserer Gottesebenbildlichkeit.

Trotz seines Determinismus brauchte Koheleth durchaus nicht in Konflikt mit dem Gottesglauben zu geraten. Kein noch so tiefer Einblick in das Räderwerk des Naturgeschehens hindert mich an der Überzeugung, daß mein Geschick auf Schritt und Tritt von Gott, als dem frei waltenden, regulierenden Prinzip in allem Werden, geleitet wird. „Wir dürfen nicht", sagt Joh. Jeremias, „den Naturgesetzen zuliebe das Wunder streichen. Wenn ich eine Kugel, welche die schiefe Ebene herabrollt, mit meiner Hand aufhalte, so greife

ich in den naturgesetzlichen Zusammenhang nach freier Willkür ein. Das Wunder ist nicht eine Durchbrechung der Naturgesetze, eine zeitweilige Aufhebung der Kausalität, sondern das freie Handeln Gottes, mit dem er das ursächliche Geschehen so regelt, daß wir Menschen imstande sind, im Verlauf der Dinge seine Nähe zu spüren. Das Wunder stellt keine höhere, außerordentliche Kausalität über die niedere Kausalität des natürlichen Geschehens. Sondern das Wunder ist die göttliche Leitung des natürlichen Geschehens zum ‚heilsamen' Zwecke, die finale Wendung des kausalen Prozesses. Ohne Wunder können wir uns eine Einwirkung des lebendigen Gottes auf den Menschen gar nicht denken. Auch in den biblischen Wundergeschichten ist nicht das sachliche Ereignis, sondern das persönliche Erlebnis das Entscheidende und Wertvolle. Der Gott, der Wunder tut, ist über den Dingen und in denselben."

Beachtenswert ist auch, wie Augustinus das Wunder definiert: „Portentum non fit contra naturam, sed contra quam natura nota est." Das Wunder widerspricht nicht dem Naturgesetz, sondern dem, was wir von diesem wissen. In diesem Sinne kann man mit Czolbe von der Kant-Laplaceschen Hypothese sagen, sie sei „schärfer ins Auge gefaßt, ebensolcher Wunder-

glaube, wie die von ihr so gering geschätzte mosaische Kosmogonie".

Das Schulbeispiel für die naturalistische Färbung der jüdischen Ethik bleibt aber das zweite Gebot. Die Grundlage bildet die Erfahrungstatsache der Vererbung. Mit schonungsloser, unerbittlicher Wahrhaftigkeit werden die Väter an ihre Sünden erinnert. Vor den Eltern steht dieses Gebot wie der Arzt, der „die Nieren prüft", die Herztöne behorcht und den Brustkasten abklopft. Kein Sich-an-die-Brust-Schlagen und Sündenbekennen hilft da — den Kindern. Diese aber ermahnt das Gebot, die guten Anlagen in sich zu fördern, die bösen zu unterdrücken. Das „Du sollst!" erfährt einen wesentlichen Nachdruck durch das „Du mußt!" der Einsicht in die Naturnotwendigkeit. „Du mußt!" oder — es ist dein eigener Schaden.

Nach alledem wird also das Judentum gewiß nicht berührt, wenn Haeckel — hierin im Gegensatz zu anderen Darwinianern, wie C. Schmidt (Darwinismus und Sozialdemokratie), — sich nur vom Monismus „eine vernunftgemäße Begründung der Sittenlehre auf der unerschütterlichen Basis fester Naturgesetze" verspricht. Diese Basis hat der jüdischen Ethik nie gefehlt. Daß sie aber, hierin von anderen Morallehren grundsätzlich zu unterscheiden, mit einer Religion organisch ver-

wachsen ist, die mit der Naturwissenschaft in Harmonie lebt, das verleiht ihr vor der monistischen Ethik einen ausschlaggebenden Vorzug. Was nützen die besten ethischen Erkenntnisse, wenn die treibende Kraft fehlt, sie in Taten auszuprägen? Wie weit diese „neue Sittlichkeit" des mechanistischen Determinismus kommt, zeigt sich schon jetzt.

Die Religion ist eben, wie Lazarus bemerkt, „das Herz im Organismus des Volksgeistes. Hört dieses Herz zu schlagen auf, so tritt auch hier Fäulnis, Verderbnis, Verwesung ein."

Und ganz in jüdischem Geiste sagt Hermann Lotze: „Wir halten uns zur Mitarbeit einer übersinnlichen Weltordnung berufen und fühlen, daß alles, was uns als Pflicht erscheint, den letzten Grund seiner Verbindlichkeit darin hat, daß es nicht nur dem Begriff unserer tatsächlich vorhandenen Natur, sondern ihrer Bestimmung entspricht. Und diese Bestimmung liegt nicht mehr bloß in einer Selbstentfaltung, die von rückwärts durch den Keim getrieben, sondern in der Bewegung nach einem Ziele zu, das uns vorwärts gesetzt ist."

Gesetzt von der Religion.

Die sittlichen und sozialen Folgen der Religionslosigkeit hatte Virchow vor Augen, wenn er in einer vielbesprochenen Rede darauf hinweist, daß „die De-

szendenztheorie, wenn sie konsequent durchgeführt wird, eine ungemein bedenkliche Seite hat".

Es wird sich recht bald entscheiden, wer recht hat: der eine, der „in sittlichen Momenten, als Wertmesser von Pflicht und Recht, die Prinzipien der Organisierung der menschlichen Gesellschaft" findet, oder der andere, der in Steigerung der Löhne und Kürzung der Arbeitszeit das Heil der Menschheit erblickt. Von den Schlagworten des „Aufklärichts" gilt heute mehr als je die Warnung Bastians gerade im Hinblick auf Haeckel: „Nirgends sollten die Anforderungen an Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit schärfer gestellt, nirgends ernstere Forderungen erhoben werden, als in Fällen, wo das einmal entflogene Wort auf unvorbereitetem Boden keimen und zu lästigem Unkraut verwildern mag!"

Um so schlimmer, wenn ihnen, nach dem Worte Sansons über Darwin, zuteil wird ein „succès de quasi enthousiasme dans le demi-monde de la science"!

Und wie wollen unsere Juristen aus dieser Weltanschauung bei Ausschaltung der Willensfreiheit eine Verantwortung herausdestillieren?

Auch unsere Thora fordert Bestrafung nur, um das Böse zu beseitigen. Und doch betont keine andere Religion so entschieden, daß der Böse für sein Tun allein

die Verantwortung trägt. Bringt er nicht selbst die Kraft auf, das Böse aus seinem Herzen auszumerzen, so muß es die Gesellschaft zu ihrem Selbstschutz für ihn zu tun versuchen, gegebenenfalls um der Sache willen die Person zerstören. Die Strafe trifft ihn mit Recht.

Denn der Mensch ist frei. Wenn auch als physisches Gebild ein Kind des Kosmos, als geistiges Wesen ist er zum Herrn eingesetzt über seinen bösen Trieb.

Hierüber braucht man keine Zettelkastenweisheit auszukramen. Das Leben selbst spricht überzeugend. Das neue Geschlecht glaubt auch hier neuern zu müssen. Aber was die Herren von einer „neuen Sittlichkeit" prophezeien, erinnert an das bekannte Gleichnis R. Akibas. Der Fuchs will die Fische verleiten, sich vom Wasser zu „emanzipieren" und gleich ihm auf dem Lande ein besseres Dasein zu führen. Die Fische sind aber vorsichtig genug, darauf nicht einzugehen. Sie bleiben weise in ihrem Element. Ähnlich steht es ja auch mit der darwinistischen Behauptung, daß gewisse Wassertiere durch Verweilen auf dem Lande während einiger Jahrmillionen ihre Schwimmblase in eine Lunge umgewandelt hätten. Das wäre nur denkbar, wenn eine lange Reihe von Geschlechtern das Opfer gebracht hätten, — ohne Atmen auszu-

kommen. Solange uns aber hierzu die Möglichkeit fehlt, außer wir brächten um des Experimentes willen das heroische Opfer des Versuchskaninchens —, so lange tun wir gut, unserem alten Element, der „alten Moral" der Bibel treu zu bleiben. Sie darf sich nicht aus dem Mittelpunkt des Judentums rücken lassen.

Die jüdische Politik ändert ihr Prinzip. Forderte man gestern Gerechtigkeit, um die politische Scheidewand, die für uns ja weit mehr noch als rein politisch ist, niederzureißen, so verlangt man sie heut, um die einst verpönte reinliche Scheidung konsequent durchführen zu dürfen.

Ebenso wechselt das geistige Judentum sein Angesicht. Die Skepsis der Selbstzersetzung weicht in immer weiterem Bereich einem mystischen Sehnen.

Aus all dem Brodeln und Wogen der Nebel nach Gestaltung ringender Kräfte muß aber wie die Sonne klar hervortreten unser altes Sittengesetz, das seine Betätigung auf Erden fordert, seinen Grund und Ursprung aber in den Himmel verlegt. Wozu das Herz uns antreibt, es muß vor dem Licht des Verstandes bestehen.

„Sozialismus im Tierreich."

Der moderne Geschmack gefällt sich darin, die Grenze, die Tier von Mensch scheidet, möglichst hinaufzurücken. Immer mehr Menschliches wird im Tier entdeckt, der Mensch Hülle um Hülle seiner Majestät, seiner Vorzüge vor dem Tier entkleidet.

Ganz entgegengesetzt ist die Richtung der jüdischen Betrachtungsweise. Die jüdische Ethik hat zwar auch ihren Gesichtswinkel auf das Tierische im Menschen eingestellt. Aber nur, um hier den Hebel sittlicher Forderungen anzusetzen. Aus der Befangenheit im Tierischen, im Triebleben kommt dem Menschen alles Unheil, vor allem das große Hassen in der Welt mit seinen blutigen, völkermordenden Folgen.

Die Ähnlichkeit menschlicher Charaktere mit tierischen Typen tritt ja nicht allein in Äußerlichkeiten zutage. Sie bekundet sich weit schärfer im sittlichen Verhalten, in der Art, wie der eine den anderen behandelt.

Dem Tiere fehlt die Fähigkeit, dem Ausleben seiner Triebe freiwillig zugunsten des andern Tieres Schranken zu setzen. In Betätigung seines Willens kennt auch der im Tierischen steckengebliebene Mensch keine Hemmung. Ihm fehlt die Anerkennung des andern in seiner Daseinsberechtigung und der aus ihr erfließenden weiteren Rechte. Was ihm abgeht, ist Rechtssinn, Gerechtigkeitsgefühl.

Des weiteren ist dem Verkehr im Tierreich versagt: Treu und Glauben, somit alles das, was die Voraussetzung bildet für eine Lebensgemeinschaft.

Was Du als „Sozialismus im Tierreich" bewunderst, die Staatenbildung der Bienen und Ameisen, zeigt das getreue Gepräge einer Zweck- oder Arbeitsgemeinschaft. Die bedeutet durchaus nicht die Bändigung der triebhaften tierischen Selbstsucht. Vielmehr soll ja eben durch den Zusammenschluß der einzelnen der Zweck, auf den sich die ihnen allen gemeinsame Selbstsucht richtet, um so sicherer erreicht werden. Auch ist jedes Mitglied der Zweckgenossenschaft nur mit einem Teil seines Wesens an dieser Gemeinschaft beteiligt. Nicht persönlich, nur sachlich. Genau so viel, als sein Anteil an dem gemeinsamen Geschäft beträgt, als seine Hoffnung auf Nutzen aus diesem oder jenem Unternehmen reicht.

Der Haß wird dadurch nicht aus der Welt gebannt. Im Gegenteil, der Kampf nur verschärft. Statt einzelner Organismen treten Organisationen auf den Plan. Staaten führen Kriege, Parteien Wahlkämpfe, soziale Organisationen Klassenstreit.

Schlicht und klar spricht dies bereits Jesaja in dem berühmten 11. Kapitel aus. Der Weltfriedensbote wird sich gürten mit Rechtsgefühl (zedeq) und Treu und Glauben (emunah). Wo die einziehen, weicht die Tierheit. „Der Wolf verträgt sich mit dem Lamm, der Tiger lagert friedlich neben dem Zicklein." Wer aus der Tierheit zur Menschlichkeit erzogen ist, bedarf keiner Polizei. „Ein Kind kann sie leiten."

Eine solche Lebensgemeinschaft, ein „Bund des Lebens und des Friedens", wie der Bund mit Gott in der Bibel (Maleachi 2, 5, vgl. 1. Sam. 25, 29) bezeichnet wird, ist, wie derselben Stelle im Jesaja zu entnehmen, dort möglich, wo „die Erde voll ist der Erkenntnis Gottes, wie das Wasser den Meeresgrund bedeckt".

Auf den tiefen Sinn dieses Gleichnisses ist wiederholt hingewiesen worden. Einen Abstand zwischen zwei Bergen kann man überbrücken. Eine Brücke kann aber jederzeit abgebrochen werden, sie leidet unter dem Zahn der Zeit. Vor allem verbindet sie nur die Höhen, die Ränder der Kluft. Ein Abgrund läßt sich ferner

durch Erdmassen ausfüllen, so daß Berg und Tal ausgeglichen, die Berge vereinigt werden, vorausgesetzt, daß das Tal nicht zu breit ist. Anders das Meer. Das verbindet Küsten auf die weiteste Entfernung, Ufer, die sozusagen einander nie gesehen. Tag ist es an dem einen, während das andere noch tiefe Nacht bedeckt. Auf dem Meeresgrunde gibt es auch Berge und Täler. Das Meer gleicht sie nicht aus, aber es verdeckt sie. Und das Wichtigste: Das Meer verbindet nicht nur die Höhen, sondern auch die Tiefen und durchdringt beide Ufer in jedem einzelnen Punkte mit dem gleichen Element.

So gibt es auch verschiedene Möglichkeiten, Menschen miteinander zu verbinden. Man sprach von dem internationalen Charakter der Kunst, der Wissenschaft, von einer Kulturgemeinschaft der Menschen. Der Krieg hat uns gezeigt, wie leicht diese Brücken abgebrochen werden, die die Höhen der Menschheit verbinden sollen.

Eine Vereinigung von Menschen oder Menschenverbänden, wie die Ausfüllung einer Kluft, ist undenkbar. Die Menschen behalten ihre Individualität, die Völker ihre Nationalität. Die Menschheit soll einig, aber nicht eins werden. Ein farbloser Mischmasch ist ausgeschlossen. Auch wird es, wie in der Natur Berg

und Tal, in der Menschheit stets ein Hoch und ein Nieder geben. Die große Bewegung der Massen, die auf die Aufhebung dieser Abstufungen und Abstände hinarbeitet, hat gleichfalls im Kriege versagt. Wäre sie wirklich als internationale Gemeinschaft stark genug gewesen, sie hätte durch einen Generalstreik den Krieg verhindern können.

Bleibt nur eine Möglichkeit. Eine Vereinigung nicht der Geister, eine Gemeinschaft nicht auf Zweck und Nutzen. Vielmehr ein Zusammenschluß der Herzen in der Erkenntnis Gottes. D. h. nach dem von mir bereits zitierten Ausspruch Jeremias (22, 15fg.) die Erkenntnis, daß das Glück nicht im Essen und Trinken besteht, sondern in der Fürsorge für die, die unserer Hilfe bedürfen. Wo zwei Menschen sich zusammenfinden, um einem dritten gemeinsam zu helfen, ihm, wie die jüdische Auffassung es bezeichnet, „sein Recht" widerfahren zu lassen, dort spinnt sich zwischen ihnen selbst das Band einer wahren, auf gegenseitiger Achtung, auf Treu und Glauben begründeten Lebensgemeinschaft an. Es söhnt mit dem Elend in der Welt, mit den Disharmonien in der Natur in etwas aus, daß, um sie zu bekämpfen, Menschen sich in Harmonie zusammenschließen. Die bestehenden Gegensätze werden hiermit nicht ausgeglichen. Sie wer-

den aber wenigstens verdeckt, gemildert, ausgesöhnt. In einem Takt schlagen die Herzen, die in einer Aufgabe sich betätigen, eine geistige Luft atmen. Sowie die Küsten des Meeres, von einem Element getränkt, zu dem einen Werke zusammenwirken, mittels der Schiffahrt herüber und hinüber Güter und Gedanken auszutauschen und so die Menschen einander friedlich näher zu bringen in einer alle umfassenden sozialen Hilfsgemeinschaft. Das ist wahrer Sozialismus. Von ihm fühlt das Tier nicht einen Hauch.

„Denkende" Materie.

So oft ich eines dieser Schlagworte unserer materialistischen „Naturphilosophen" lese, muß ich unwillkürlich an Bingo, an Hagenbecks „musizierende Seehunde", an den „klugen Hans", an die Schlager Barnums, an die „Wunder der Technik", die „singenden Lampen", an eine ganze Serie mirakuloser Reklameaufschriften auf Jahrmarktsbuden denken. Das „Schuster bleib' bei deinem Leisten!", das Du mir so halb und halb durch die Blume zu verstehen gibst, bin ich so frei, Dir und Deiner ganzen Gilde mit Dank zurückzuerstatten. „Was will Saul unter den Propheten?" „Was Dein Haeckel unter den Philosophen?"

Wir haben streng zu unterscheiden zwischen Naturauffassung und Weltauffassung. Im Bereiche der ersteren kann ich den Anspruch des Naturwissenschaftlers auf Autorität begreifen. Seine Aufgabe ist ja die Analyse dessen, was da ist. Eine Erklärung des Daseins selbst gibt jedenfalls der Materialismus nicht. Eine

solche zu versuchen, ist nicht seine Aufgabe, sondern die des Philosophen. Begriffe, wie Stoff und Kraft, wie Zeit und Raum, Bewußtsein und Bewegung, sind Gegenstand philosophischer Untersuchung.

Unser Wissen von den Dingen beschränkt sich auf das, was unsere Empfindung von ihnen aussagt. Was aber von ihnen Bestimmtes in unseren Empfindungen vorhanden ist, ist nichts anderes, als gewisse Zeichen. Die Verschiedenheit dieser Zeichen muß durch eine Verschiedenheit der wirklichen Dinge bedingt sein. Nur diese Verhältnisse unserer Empfindungen zueinander sind objektiv. Sie allein sind das Wesen und der Inhalt der Welterscheinung. Ganz subjektiv ist hingegen die Form, in der sie uns erscheint, der Inhalt unserer Einzelempfindung. Was diesem im Realen entspricht, bezeichnen wir als Stoff. Seine Qualität ist uns gänzlich unbekannt. Wenn wir ein Lied hören, so sind das, was wir als Musik erfassen, nicht die Töne selbst, sondern einzig und allein die Verhältnisse und Beziehungen der Töne zueinander. Die einzelnen Töne sind keine Musik. Nur die bestimmte Beziehung der Töne zueinander bildet die Materie der Musik. Dies gilt auch von den Dingen im allgemeinen. Einen Stoff an sich, ohne Verhältnisse, gibt es erkenntnistheoretisch — nicht.

Ebensowenig gibt es, philosophisch gesprochen, eine

Veränderung. Der oberste Grundsatz alles Erkennens ist der Grundsatz der Identität: a = a. a = b ist ausgeschlossen. Ein Ei ist ein Ei und nie ein Huhn. Wenn wir sagen, aus dem Ei ist ein Huhn geworden, so drücken wir damit nur aus: ich war es, der das eine Mal das Ei gesehen hat, und ich bin es, der es jetzt in Verbindung mit anderen Komponenten sieht, deren Gesamtheit ich als Huhn erfasse. Diese Kombination war da. Nur ich bin es, der das eine Mal diese, das andere jene Stellung zu ihr einnahm. Die Erscheinung der Bewegung, der Veränderung, des Werdens und Vergehens, alles, was der Naturforscher Kräften zuschreibt, ist somit gleichfalls nur subjektiv, nur in unserer Empfindung. In der Welt an sich gibt es nichts als ein Sein. Nur im wahrnehmenden Subjekt kann von einem Werden die Rede sein, rücken Welten zurück, andere vor. Früher und später, Ursache und Wirkung sind an sich identisch. In der realen Welt gibt es kein Entstehen auseinander, sondern nur ein Bestehen nebeneinander.

Nichts anderes besagt, nach den scharfsinnigen Ausführungen M. L. Sterns, dessen Leitung wir in dieser Frage vertrauensvoll folgen dürfen, das Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft, das die Naturforschung aufgestellt hat.

Und wie entstehen die Begriffe der Zeit und des Raumes?

Jede einzelne unserer Empfindungen ist an ein besonderes, ihr entsprechendes Ich in uns geknüpft. Von Empfindung zu Empfindung haben wir ein besonderes Ich zu unterscheiden. Und wie eine Einzelempfindung in der anderen aufgehoben wird, in ihr enthalten ist, so jedes wahrnehmende Subjekt in dem anderen. Indem ich nun in meinem Ich die Einzelwahrnehmungen deren Inbegriff eben mein Ich ist, unterscheide, entsteht der Begriff der Zeit. Vergangenheit und Gegenwart verhalten sich vor diesem, auf das Weltganze gerichteten Blick zueinander, wie Einzelbestandteil und Gesamterscheinung, oder, wie Maimonides es ausdrückt: in Gott sind Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich.

Suche ich aber die Objekte, die in meiner Wahrnehmung als gleichzeitig gegeben sind, aus ihren Wechselbeziehungen losgelöst, in ihren Besonderheiten und Unterschiedlichkeiten durch Begriff und Ausdruck festzuhalten, so entsteht der Raumbegriff.

Die Naturgesetze sind nicht Gesetze zur Erklärung der Existenzen und ihrer Entstehung, sondern nur zur Darstellung des Bestehenden.

Worin ist aber das Wesen der Wahrnehmung zu

suchen? „Auf alle stofflichen Kombinationen und Erscheinungen reagiert das Wahrnehmungsorgan auf gleiche Weise, folglich muß dieses Wahrnehmungsorgan ein von allein stofflichen Kombinationen und Erscheinungen Besonderes sein."

Was auch immer die Naturforschung über das „Wissen" ergründen wird, alles, was dann nach ihren Ergebnissen das Wissen sein soll, wird sich doch als Gewußtes zum Wissen gerade so verhalten, wie das, was bis jetzt schon bekannt ist. Es wird als Objekt des Wissens einem wissenden Subjekt gegenüberstehen. Was dieses Subjekt ist, wissen wir nicht. Daß es als etwas Besonderes da ist, darauf schließen wir mit derselben Sicherheit, mit welcher der Astronom aus den Bewegungsverhältnissen der bekannten Planeten das Vorhandensein eines noch unentdeckten herausrechnet. Um sich die Wechselbeziehung zwischen Bewegung und Bewußtsein begreiflich zu machen, kann man vergleichsweise daran denken, daß wir als Grundprinzip oder Identitätspunkt für die Divergenten positiver und negativer Elektrizität den Elektrizitätsbegriff, einen tieferen zwischen Elektrizität und Magnetismus, einen noch tieferen zwischen Wärme und Elektrizität, den bisher tiefsten innerhalb der Gesamtheit aller Bewegungserscheinungen im Bewegungs-

begriff annehmen. Einen noch tieferen können wir für Bewegung und Bewußtsein uns denken. Dieser Identitätspunkt muß, da sich doch das Bewußtsein auf alle nur denkbaren Bewegungserscheinungen ausdehnen kann, außerhalb des Stofflichen fallen.

Ich spreche hier nicht als Theologe. Mit dem Gottesglauben hat unser Gegenstand direkt gar nichts zu tun. Selbst ohne die Annahme einer besonderen, unsterblichen Seele, muß die einfache Betrachtung eines organischen Gebildes zu Gott führen. „Die konsequent durchgeführte Theorie einer Maschinenstruktur der Organismen," sagt Reinke, einer der Spiritualisten unter den Naturforschern, „vernichtet den Atheismus."

Aber auch schon die anorganische Welt leitet, wie Waldthurm gezeigt hat, den Betrachter auf streng wissenschaftlichem Wege zur Gottheit hin.

Er gebraucht freilich Analogien aus dem Gebiete der Elektrizität. Und gerade von ihr, die sich unwillkürlich als nächstes Vergleichsobjekt für Tatsachen geistigen Lebens anbietet, sagt Ostwald, wo er von der Erinnerung handelt, — er als Monist! — den grundsätzlichen Unterschied zwischen beiden Gebieten betonend:

„Während der leblose elektrische Leitungsdraht beim tausendsten Stromdurchgange genau die gleiche Erwärmung durch den gleichen Strom erfährt, wie beim

ersten Male, führen die Lebewesen schon nach wenigen Wiederholungen einen neuen Vorgang mit viel größerer Leichtigkeit, Schnelligkeit oder Sicherheit aus, als das erstemal.

Doch kann man den Vergleich gelten lassen, wenn man sich nur vor Augen hält, daß es sich allein hier um ein Analogon, nicht um einen Beweis handelt.

Waldthurms Gedankengang ist in Kürze der folgende:

Die Physik lehrt, daß keine Veränderungen und kein Zustand ohne das Wirken einer Kraft möglich ist. Alle diese Kräfte, das erkennen wir immer deutlicher, sind im Grunde nur eine Kraft in verschiedenen Modifikationen. Diese Kraft, die hier auf Erden in allem wirkt, ist die Kraft der Sonne. Auch das Leben, selbst das geistige Leben ließe sich aus der Sonnenkraft herleiten. Das Denken ist ja, wie jede andere Tätigkeit, Anwendung einer Kraft. Wie jede andere Arbeit absorbiert es darum auch den Körper, in unserem Falle in erster Reihe das Gehirn, sein Instrument. Die Tatsache, daß ein Mensch auf den anderen geistig einwirken kann, erklärt sich als Zuführen eines Stromes dieser Denkkraft zu einem Denkapparat. Für unser Erinnern, wie überhaupt für jede Einwirkung unseres Willens auf unser Denken, liegt das Bild des Schalt-

brettes nahe, von dem aus die Richtungen der ausgehenden elektrischen Ströme bestimmt werden. Vielleicht wird man einst auch den freien Willen des Menschen, der dieses Schaltbrett bedient, auf ähnliche Weise mit Hilfe der Naturwissenschaften erklären können.

Die Abstufung der geistigen Fähigkeiten erklärt sich, nach der Analogie physikalischer Erscheinungen, aus der Verschiedenheit im Baue des Apparates. Eine dieser Analogien ist besonders lehrreich. Hatte man bis zur Erfindung der Radiotelegraphie die Elektrizität nur in eine Richtung verschicken können, so wurde diese in unendlich viele verwandelt durch Weglassung der starren Materie bei Konstruktion der radiotelegraphischen Apparate. Muß dementsprechend nicht auch der Denkapparat, je mehr er von der Materie befreit wird, um so höher und weitreichender denken können? Und läßt sich nicht mit mathematischer Gewißheit $-\frac{a\,(\text{Kraft})}{0\,(\text{Materie})} = \infty$ — schließen, daß die Wirkung der Denkkraft, wenn diese von der Materie völlig befreit ist, unendlich groß sein muß?

Diese eine Kraft beherrscht aber nicht allein unser Sonnensystem. Sie muß die ganze Welt erfüllen. Sie ist allgegenwärtig, allmächtig, ewig. Befreit von je-

dem hemmenden Einfluß der Materie, als reiner Geist, ist sie das unendliche Denken, ist sie allwissend. Wir nennen sie Gott.

„Gut" und „Böse" erklären sich gleichfalls aus Verschiedenheit der Denkzentren. Pflicht des Menschen ist es, in sich und in anderen die guten Zentren durch entsprechende Beeinflussung zu stärken, die krankhaften zu schwächen. Alles mit Hilfe der einen Kraft. Sie ist also auch unendlich gütig, gerecht, barmherzig. Alles, was ist, ist nicht aus nichts, es ist aus Gott geschaffen!

Du siehst: selbst von einem materialistischen Standpunkte aus gelangt man mit logischer Konsequenz dazu, die Möglichkeit eines rein geistigen Prinzipes zugeben zu müssen, d. h. zum Spiritualismus.

Wie das Problem der Beweisbarkeit des Daseins einer Gottheit, so erlangt auf diesem Wege auch das andere, das mit ihm zusammenhängt, die Frage der Unsterblichkeit der Seele, eine neue Lösbarkeit.

Auch dieses Problem wird, ohne „Pathos und Pectus" ventiliert, Dir wieder das Judentum in seiner Besonderheit von einer neuen Seite beleuchten. Für den Monismus existiert sie freilich überhaupt nicht oder höchstens in dem Sinne einer psychischen Erscheinung, wie der Gottesglaube u. a. m.

Für ihn unterscheidet sich der Mensch vom Tiere nur, um das Wort De la Mettries zu gebrauchen, wie eine Planetenuhr von einem gewöhnlichen Uhrwerk, oder, wie Haeckel sich ausdrückt: „Die ganze Anthropologie ist nur ein spezieller Zweig der Zoologie", wobei die Voraussetzung ist, daß das Denken als „Sekret des Gehirns" nichts anderes darstellt, als die Umwandlung des Blutes in einen anders zusammengesetzten Körper!

Für den Glauben an eine Fortdauer nach dem Erdendasein finden sich Spuren bereits beim diluvianischen Menschen. Diesen Glauben an eine selbständige Seelenexistenz auch einem nicht philosophisch geschulten Geiste annehmbar zu machen, braucht man um Gründe nicht verlegen zu sein.

Hier eine kleine Auswahl:

Bewegung nehme ich nur wahr, wenn sie sich auf einem ruhenden Hintergrunde vollzieht. Daß wir auf dem Schiffe den Fluß dahinfahren, bemerken wir nicht, wenn wir auf das Verdeck blicken. Sondern erst, wenn wir das Auge auf das Ufer richten. Die Außenwelt können wir somit als Gegenstand nur wahrnehmen im Gegensatz zu etwas anderem, was in uns ist. Dieses andere nennen wir eben: Seele.

Alle sieben Jahre vollzieht sich ein vollständiger

Umsatz sämtlicher Atome unseres Leibes. Wir werden in unserem physischen Bestande ein anderer. Daß wir trotzdem an der Prägung der Gesichtszüge unsere Bekannten nach Jahrzehnten wiedererkennen, diese auffallende Erscheinung wird von den Monisten (Ostwald) mit der Vertröstung abgetan:

„Es muß der Hinweis genügen, daß es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um bestimmte Kombinationen verwickelt zusammengesetzter chemischer Substanzen handelt."

Es bleibe jedem überlassen, sich bei dieser „Wahrscheinlichkeit" zu beruhigen! Näher liegt es doch jedenfalls, aus dieser Tatsache sowie daraus, daß wir in unserer Erinnerung Raum und Zeit überwinden, daß wir eine Gegenwart empfinden und den Begriff der Zukunft fassen, auf ein Prinzip zu schließen, das dem Wirbel der Atome entzogen ist. Und dieses Prinzip ist unsere Seele.

Ich übergehe alle Tatsachen der Telepathie und verwandter Gebiete und stelle mich auf den Standpunkt der Naturwissenschaft, die auf Erden nirgends Geist ohne Materie — freilich auch nirgends Materie ohne Geist (d. h. ohne die sie bestimmende Notwendigkeit) — zugibt.

Beweist denn aber die Abhängigkeit schon die

Identität? „Das Wasser zeigt sich ja auch an Wasserstoff gebunden. Es ist kein Wasser, wo kein Wasserstoff ist. Die Quantität dieses zeigt sich abhängig von der Quantität jenes, und zwar gewiß nicht minder als unser Denken vom Gehirne; dennoch fällt es keinem bei, zwischen Wasser und Wasserstoff eine Identität zu denken." (M. L. Stern.)

Darf darum, weil unsere physischen Fähigkeiten an Gehirn und Rückenmark gebunden sind, der Inhalt eines Aktes mit seinem Mittel verwechselt werden? Haben wirklich so, wie die Speicheldrüse den Speichel, Lunge und Kehlkopf eines Demosthenes eine Philippika „ausgesondert"? Ist ein D'Albert nicht D'Albert, wenn ihm das Klavier fehlt, das Organ, um sich hören zu lassen?

Wenn ich einen Phonographen zerlege und darin weder den Mechaniker noch Edison entdeckte, leben diese darum nicht?

Wenn zu mir Kriegsflüchtlinge kommen, die getraut werden wollen, aber keinen Geburtsschein vorweisen können, weil sie ihn daheim zurückgelassen haben, gelten sie darum für mich als nicht geboren? Genügt es nicht, daß sie leibhaft vor mir stehen? Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht; man sucht die Brille, die man auf der Nase trägt. „Den

Gedanken vernimmt man nicht vor Lauten, den Choral nicht vor Tönen" (v. Baer). „Ist die Tatsache, daß wir die Seele nicht sehen oder riechen, ein Grund, ihr Dasein zu leugnen? Der Materialismus glaubt ja auch an Atome und hat doch noch keines gesehen und geschmeckt." (L. Weis.)

Ist nicht wirklich, wie Jenny von Gustedt („Im Schatten der Titanen") es so glücklich formuliert, „alles Sichtbare tot, eigentliches Leben aber unsichtbar"? Ist nicht der tote Körper als Leiche derselbe, der dir sichtbar war, als das entflohene Leben noch in ihm waltete? Sind Liebe, Dankbarkeit ebenso wie die gewaltigsten Naturkräfte, der Magnetismus, die Elektrizität, nicht vorhanden, weil sie nicht anders als durch Ausdruck, Wirkung sichtbar werden?

Fühlen wir nicht auch den Sturm, der Schiffe zerschellt, ohne ihn sehen zu können? Ist er nicht trotzdem etwas höchst Reales?

„Wir nehmen", sagt Helmholtz, „die Materie nie an sich selbst wahr, sondern nur als Ursache von Erfahrungstatsachen durch ihre der Beobachtung zugänglichen Wirkungen." Ob ich also von Geist oder von Materie rede, beides ist gleich dunkel.

Ist es nicht verkehrt, die Materie, die ich doch nur mittels meines Geistes durchforsche, zu durch-

wühlen, um darin Geist aufzuspüren? Das Sicherste, was wir in unserem Bewußtsein besitzen, sollen wir im Unbewußten suchen? „Gleichen", wie K. Joël so treffend sagt, „wir dann nicht der Eintagsfliege, die, am Apoll vom Belvedere emporkriechend, nur an den Stoff, nicht aber an die Kunst glaubt?"

Der große Naturforscher K. E. von Baer, dessen Schriften ich Dir als Gegengewicht gegen die diversen Herren „Negationsräte" in Deiner Umgebung nicht warm genug empfehlen kann, und der auch für die biblische Schöpfungsgeschichte Worte höchster Bewunderung findet, betont einmal die menschliche Fähigkeit, dank des Vermögens der Sprache geistige Erbschaft zu empfangen, und die Unmöglichkeit, einem, der das Bewußtsein der eigenen Selbständigkeit nicht in sich trägt oder es sich durch sophistische Zweifel wegdisputieren läßt, es wiedergeben zu wollen. Er gebraucht hierbei folgendes Gleichnis: „Es hört jemand im Walde ein Horn blasen. Er wird auf einen Bläser schließen, den er aber nicht sehen kann. Eine Milbe aber, die in dem Horn saß, die würde anders urteilen: „Ich hatte eine stille, dunkle, gewundene Höhle gefunden, in der ich ruhig saß, als sie plötzlich von einem schrecklichen Erdbeben erschüttert wurde, erregt durch einen entsetzlichen

Sturmwind, der mich aus der Höhle hinausschleuderte." Oder denken wir uns, wir fänden in Afrika ein Heft Noten, das ein Livingstone dort verloren hätte. Wir zeigen sie einem Neger, der von Europas Kultur noch unberührt geblieben. „Das sind trockene Blätter", wird er sagen. Ein Hottentotte, der mit Kolonisten verkehrt, wird die Blätter als „Papier" bezeichnen. Ein unmusikalischer Boer wird sie als „Noten" erkennen. Ein Musiker in Kapstadt aber wird uns antworten: „Das ist Mozarts Ouvertüre zur ‚Zauberflöte' ". Es muß der Geist zum Geiste sprechen. Wer nicht Neigung und Verständnis zur Erkenntnis des Geistigen hat, mag es unerforscht lassen, nur urteile er nicht darüber. „Der Naturforscher, den an der Grenze des Geistigen seine treuen Führer, Maßstab, Wahl und Gebrauch der äußeren Sinne verlassen, hat nicht das Recht zu sagen: ‚Weil ich nichts sehe und nichts wissen kann, so kann auch nichts da sein'."

Du brauchst auch nur das erste beste Lehrbuch der Psychologie aufzuschlagen, um zu sehen, wie das, was wir Seele nennen, ganz anderen Gesetzen untersteht, als die physische Welt; und daß es, — trotz Maeterlinck —, vom Seelenleben der Tiere himmelweit absteht.

Davon möchte ich Dich jedenfalls überzeugt wissen, daß der Annahme einer Seele, als einer Besonderheit, einer eigenen Wesenheit, vom Standpunkte der besonnenen Wissenschaft nichts im Wege steht. Ob wir die Seele nun mit einem Meteor vergleichen wollen, das unserem Auge als leuchtender Körper sichtbar ist, solange es den Dunstkreis unserer Erde durchfliegt, aber, wenn für uns auch nicht mehr wahrnehmbar, darum doch seinen Weg fortsetzt, oder wie immer wir uns positiv das Wesen der Seele begreiflich zu machen suchen, das steht auf einem anderen Blatte . . .

Biblische „Mythen".

Mit allen wissenschaftlichen Theorien hielt es der Jude so, wie Odysseus mit dem Schleier des Ino, der ihm durch die Brandung an der Küste des Phäakenlandes das rettende Ufer erreichen half. Am Ziel gelandet, warf er ihn hinter sich in die Fluten. Nie hat sich das Judentum auf eine bestimmte Philosophie, Astronomie oder sonst ein System festgelegt. Sobald sie einer neuen Erkenntnis weichen mußten, streifte der Jude sie wie einen Schleier ab. Die Wissenschaft der Außenwelt überließ er den anderen.

Sein eigenstes Gebiet war die Wissenschaft der Innenwelt. Nicht die Entdeckung der Naturgesetze, sondern die Verkündung und Befolgung der Gesetze des sittlichen Handelns. Für diesen Beruf kam der Wechsel der wissenschaftlichen Systeme nur insofern in Betracht, wie für den Schliff eines Edelsteines der Zeitgeschmack. Der Stein selbst bleibt immer zeitgemäß, solange die Arbeit an ihm nicht rastet. Und diese Arbeit fordert das Judentum.

Das Judentum bangt nicht vor wissenschaftlicher Kritik. Es spornt vielmehr dazu an.

Das Studium seines heiligen Schrifttums führte den Juden zu einer ganzen Reihe von Wissenschaften, wie Mathematik, Astronomie, Medizin und Hygiene, Sprachwissenschaft, Religionsphilosophie u. a. So wurden denn auch, wie Schleiden hervorhebt, Juden die Lichtträger „während des finsteren, geistesöden, unfreien Mittelalters". Oder wie Michelet es so schön sagt: „Es gab einen Augenblick, wo man überall auf der Erde den Gedanken ersticken wollte. Er verbarg sich bei den Juden. Sie waren in jener verfluchten Stunde das Gewissen der umnachteten Erde, ihre Zerstreuung in Europa die Invasion einer neuen Zivilisation." Daß Juden die Begründer der Schulen von Salerno und Montpellier waren und ein Sabbatai Donolo der einzige medizinische Schriftsteller seiner Zeit, hebe ich für Dich, als Mediziner, besonders hervor. Meinen Vortrag über „Juden als Erfinder und Entdecker" hast Du ja selbst gehört. Daß das Judentum die Religion ist, die sich mit den Ergebnissen der modernen Forschung verträgt, ist wiederholt von Berufenen bestätigt worden.

Vergessen wir doch nicht, daß der Monotheismus, wie schon das Wort besagt, ein, sozusagen, theisti-

scher Monismus ist. In allem Werden und Geschehen sieht der Jude nur Spiegel und Symbol des Einen, dessen Walten alles umfaßt und durchdringt. „Es ist ein charakteristisches Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer, daß als Reflex des Monotheismus sie stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfaßt, sowohl das Erdenleben als die leuchtenden Himmelsräume." Die erscheinende Welt ist in dem einheitlichen Gott gegründet. Sie hat ihm gegenüber, der sie erschaffen und erhält, nur eine relative Selbständigkeit, genau so wie im Pantheismus das Einzelgebilde gegenüber der Substanz. Das eine ist so viel oder besser so wenig Dualismus wie das andere.

„Dem hebräischen Sänger ist die Natur der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Erscheinungen der Sinnenwelt." Alexander von Humboldt, von dem diese Worte stammen, denen sich übrigens ähnliche bei Herder, Victor Hugo u. a. anreihen ließen, hat in seinem, der Bibel so kongenialen „Kosmos" wissenschaftlich ausgeführt, was poetisch ergreifend ausspricht der 104. Psalm: „Wie groß ist Gott in seinen Werken! Preise meine Seele den Herrn!"

Diesen Grundton variiert ja tausendfach unsere Liturgie mit ihren Berakhoth, ihren Dank- und Preis-

sprüchen. Ganz ähnlich ruft auch Kepler aus: „Ich danke dir, du mein Schöpfer und Herr, daß du mich ergötzt hast durch deine Schöpfung, der ich entzückt war über deiner Hände Werk." Und fühlte nicht Napoleon das Gleiche, wenn er auf der Überfahrt nach Ägypten den Himmelsstürmern unter seinen Professoren, zum gestirnten Nachthimmel emporweisend, zurief: „Und wer, meine Herren, hat die dort oben gemacht?" Urwüchsig und überraschend trat mir diese Betrachtung aller Dinge im Orient entgegen. Ein Araber sah, wie wir das Fernrohr gebrauchten. Auch er wollte in dieses Instrument einen Blick werfen. Kaum hatte er es ans Auge gesetzt, als er, augenscheinlich tief ergriffen, andächtig murmelte: „Groß ist Allah!" Hier spürten wir einen Hauch echt jüdischen Empfindens. Alles Einzelne hat nur Bedeutung als Werkzeug des Einen. Das gilt, wie für die Ethik, auch für die Ästhetik des Judentums.

Du wirst zwar oft genug gehört haben, das Judentum „sei nur ethisch orientiert", und geneigt sein, Haeckels Behauptung, das Schöne sei der geschworene Feind des Christentums, nach berühmten Mustern, auf das Judentum mit zu übertragen. Auch daß es keine „jüdische Kunst" gebe, wird uns immer wieder vorgehalten. Mag man nun in dem einen oder dem an-

deren unserer jüdischen Maler oder Bildhauer einen originellen, spezifisch jüdischen Zug gelten lassen oder nicht. Daß es daran nicht fehlt, lehrt schon ein Vergleich jüdischer Sujets, von Juden dargestellt, mit den Werken anderer Künstler über denselben Gegenstand. Zu verwundern wäre jedenfalls das Fehlen einer solchen besonderen jüdischen Note nicht. „Wie sollen wir das Lied des Ewigen singen auf fremder Erde?!", so klagt ja schon der Psalmist (137, 4). Jede Kunst ist eben bodenständig. Ins Gewicht fällt aber schon die Tatsache an sich, daß überhaupt das Judentum trotz seines Golusgeschickes Künstler hervorgebracht hat, die den Vergleich mit anderen aushalten. Bei der Eigenart künstlerischer Intuition und ihrer kulturellen Bedeutung sehe ich hierin einen besonderen Ruhmestitel unserer „Rasse". Es ist ein schlagender Beweis, daß es uns Juden nicht an ästhetischer Begabung fehlt.

Sehen wir aber von den bildenden Künsten ab, so brauchst Du doch nur an die Psalmen zu denken oder an das Hohelied oder die Ruth-Idylle, und Du wirst selbst sagen, daß hier eine Kunst vorliegt, die Kunst bleibt, wenn sie auch nicht „l'art pour l'art", sondern „l'art pour Dieu" ist. Und findest Du hier innige Feinheiten, die es mit der zartesten Lyrik

anderer Literaturen aufnehmen, so gewinnst Du den Eindruck gigantischer Größe, wenn Du einmal unter diesem Gesichtspunkt im Original Stücke, wie Jesaja Kap. 1 oder das Schwanenlied Moses (5. Buch Mose 32) oder vor allem die zehn Gebote, liest. Das ist Kyklopenbau! Das ist der Rhythmus der Gottesstimme!

Wie Donnerschlag trifft das Gewissen ein Wort, wie (1. Buch Mose 9, 6): schofekh dam ha-adam b'adam damo jischafekh, „wer vergießt Blut des Menschen, durch den Menschen sein Blut vergossen werde!" Beachte die Wirkung, die durch die Kunst der Wortstellung hier erzielt wird! Unter diesem Eindruck muß auch Hillel gestanden haben, als er in jener Szene, die an Hamlet erinnert, beim Anblick des Totenschädels gleichfalls im Hexameter ausrief: „al d'atteft at'fukh, w'sof m'taifajikh j'tufun", „weil du ertränktest — ertränkten sie dich, und die dich ertränkten, — werden ertränkt" (Sprüche der Väter 2, 6).

Ja, auch diese Rabbiner hatten einen ausgeprägten Formensinn. Nur blieben sie mit ihrem teleologischen, metaphysischen Empfinden nicht bei dem Empirischen, bei der physischen Einzelerscheinung stehen. Im schönen Menschen bewunderten sie die Kunst seines Schöpfers, in jedem Bildwerk den höchsten

Bildner. Das Wort (1. Samuel 2, 2): „Kein Hort (tsur) ist wie unser Gott", lasen sie: „Kein (tsajar) Künstler" ist wie Er. Von Gott begnadet und berufen (2. Mose 28, 3; 31, 3) ist der Künstler, eine göttliche Gabe seine Gestaltungskraft. Der „Geist Gottes" waltet, wie im Verkünder des Gotteswortes, so in dem Meister, der in Schönheit schafft. Und daß gerade in der Herstellung des Heiligtumes auf das ästhetische Moment ein solcher Nachdruck gelegt wird, sollte doch das Gefasel verstummen machen, das in dem Bilderverbot 2. Mose 20, 4, barbarische Kunstfeindlichkeit erblicken will. Schon der Zusammenhang und die Erinnerung an die Ausschmückung des Heiligtums selbst mußte die Einsicht liefern, daß es hier auf die Ablehnung des Götzendienstes, dieses religiösen Materialismus, auf die Ausschaltung sexueller Reize abgesehen ist.

Wie stark dieser Schönheitssinn der klassischen Zeit selbst im Golusdüster nachwirkte, tritt rührend in vereinzelten Stimmen zutage. So wenn Raschi die umständliche Verpackung der Heiligtümer für den Transport in der Wüste (2. Mose 26, 13) damit begründet, daß „das Schöne sorgfältige Behandlung erfordert" (sch'j'he adam chass al ha-jafe). Oder wenn man auch im Ghetto, abgesperrt von Luft und Licht

und Menschenliebe, auf besondere Schönheit der Ritualien (Hiddur mizwah) sah und es sich kosten ließ, „Gott in Schönheit zu dienen" (seh eli w'anwehu, 2. Mose 15, 2).

Der Blick auf die Totalität der Welt, der Gedanke ihres Zusammenhanges in der Schöpferhand des Einen, verläßt den Juden in keinem Augenblick. Darum ist seine Naturbetrachtung durchaus religiös-ethisch gestimmt. Selbst seine weltliche Dichtung, die ein stattliches Kapitel unseres Schrifttumes füllt, bleibt frei von der Erotik, die der Moderne schier unerläßlich scheint. Ebenso von dem blutrünstigen Behagen an Schlächtereien, die uns die Lektüre der Ilias ebenso verleidet, wie unsere naturalistische, haßschnaubende Kriegs„poesie".

Verkehrt ist es darum, von biblischen „Mythen" zu reden. Wo aus der Volkspoesie — der eigenen wie der fremden — von einem jüdischen Autor Stoffe verwendet werden, da wird ihnen stets ein „moralischer Hintergrund" gegeben. Sie dienen als Paradigma zur epischen Verbrämung eines ethischen Erfahrungssatzes, eines Bibelwortes, sie werden, wie die Alten sagten, „in einen Possuk gestellt".

Diese Tendenz, die Naturgebilde personifiziert, nicht um sie zu mythologisieren, sondern sie zu

ethisieren, beherrscht das Naturgefühl des Juden. Überall sieht er staunend und ehrfurchtsvoll verehrend die Macht, die Weisheit und Güte Gottes. Alle seine Geschöpfe dienen Ihm, indem sie freudig dem Gesetz gehorchen, das Gott ihnen vorgeschrieben, so wie es der Mensch in Befolgung des Gesetzes soll, das Gott ihm offenbart hat. Himmel, Erde und Meer, Gestirne, Berge, wie Ströme, Tier- und Pflanzenreich, sie alle sind voller Leben, sie alle nehmen tätigen Anteil an dem Fortschritt des Guten in der Welt. In der späteren jüdischen Volksliteratur tritt dieser Zug noch stärker hervor.

Unserer Stammutter Rebekka am Brunnen „stieg", so sagt der Midrasch, „das Wasser entgegen". Die Macht der sittlichen Persönlichkeit wirkt hier auf die unbelebte Natur ähnlich, wie der Zauber, der von der Kunst eines Orpheus, eines Amphion ausging. Dort die jüdische, hier die griechische Anschauung!

Im Anschluß an Psalm 104 wird im Talmud die Pünktlichkeit der Sonne gerühmt, nicht ohne daß ein rügendes Streiflicht auf den unpünktlichen Mond fällt. Eine Beobachtung, deren Schärfe man erst richtig würdigt, wenn man hört, daß nach Newcombs Berechnung, der Mond, falls die „Schuld" an ihm, nicht an der Erde liegt, in einem Jahrhundert nur um

etwa zwei Raumsekunden voreilt. Übereifer ist auch ein Fehler!

Und wenn bei Abramowicz die Bäume „Schemone esre" stehn, wenn in dem jüdischen Volkslied (ani b'jaar halakhti) jeder Vogel in seinem Liedchen einen bestimmten Psalmvers rezitiert, wenn „über der Welt Schabbos ist" und sogar der Sambation am Sabbat ruht, wie einst die ganze Schöpfung von der Weihestimmung beim Akt der Offenbarung ergriffen war, so zeigt uns das, wie der Jude die Natur vergeistigt, wie er sie, ich möchte sagen, „verjudet". In unserem älteren Schrifttum findet sich unter dem Titel „Perek schira" eine sinnige Zusammenstellung von Schriftversen, mit denen, nach dem Dichter, die verschiedenen Tiere ihren Schöpfer preisen. Wohl findet sich dergleichen auch in ägyptischen Zauberpapyris, in christlichen Heiligenlegenden und sonst. Bezeichnend für das jüdische Produkt ist nur, daß es Schriftverse sind, die den Kreaturen in den Mund gelegt werden. Das ganze Weltall spiegelt dem Juden seine Ethik wieder. Seiner Thora Echo hört er überall.

Wie anders empfand z. B. der Grieche, wenn er die Nachtigall hörte! Ihm war sie „Pandareos' liebliche Tochter".

„Ihren geliebten Sohn, den sie selber ermordet, die Törin! Ihren Itylos beklagend."

Eine Kindesmörderin, zur Strafe in die Nachtigall verwandelt! Wer denkt hier nicht auch an das Märchen von den sieben Raben? oder an die gräßlichen blutrünstigen Sagen und Legenden, wie sie u. a. G. Fr. Daumer („Die Geheimnisse des christlichen Altertums") zusammengestellt hat? So mythologisiert der Grieche, wie der Jude ethisiert. Dieser belebt die Natur mit Seelen, jener mit Gespenstern. Der jüdische Protest gegen den — heidnischen — Totemismus und Fetischismus mit ihren grausigen praktischen Folgen ist so alt, wie das Judentum als Volksreligion. Die erste Tat des erwachten jüdischen Volksbewußtseins ist die Opferung dessen, was dem Ägypter Tabu (Toëba, Exodus 8, 22) war!) Andererseits spricht der jüdische Genius (Prov. 12, 10) auch dem Tier eine fühlende und des menschlichen Mitgefühls werte Seele zu, wie sie noch heute z. B. der Christkatholische nur dem Bekenner seines Glaubens zubilligt.

Mit der Tatsache, daß der eine Gott Schöpfer der Welt ist, eine Vorstellung, unfaßbar dem Griechen, damit ist auch von allem Anfang an die Einheit der Schöpfung gegeben. Ein Gott! Ein Gesetz! Ein Element!

Wenn jetzt die Wissenschaft die verschiedensten Naturkräfte auf eine zurückführt, wenn sie erkannt hat, daß ein Element in allem Geschaffenen webt, daß ein Gesetz im Reich der Töne und Farben wie der Sterne waltet, so ist dieser Monismus dem Judentum, in dessen Weltbild von jeher Himmel und Erde zusammengehörten, nicht entgegen. Er ist von ihm seit je ausgesprochen. Was die Menschheit aus freier Wahl werden soll und was sie werden kann, wenn sie dem Gesetz des Guten folgt, das in unserer Heiligen Lehre so unzweideutig verkündet ist, die Natur war es, sowie sie hervorgegangen aus der Hand des Schöpfers: eine Einheit.

Das „Märchen“ vom Paradies. Die Sintflut-„Sage“.

Unserem Bibelunterricht kann es nur förderlich sein, wenn man gründlich den Wahn zerstört, daß man es hier mit „Erfindungen“ oder, wie es der Panbabylonismus will, mit Abklatschen älterer Originale zu tun habe. Welche Perspektiven eröffnen sich und welches Leben kommt in die Behandlung der Heiligen Schrift, wenn man nicht auf die literarische Kritik das Hauptgewicht legt, sondern den geschichtlichen Hintergrund aufhellt, von dem sich diese Erzählungen und diese Gesetze klar abheben. Erst in der scharf umschriebenen, einheitlichen und streng durchgeführten Stellungnahme zu dem vorliegenden Tatsachenmaterial und der Kultur der Umwelt tritt uns in seiner kräftig ausgeprägten Eigenart der Geist entgegen, der im Bibelwort waltet.

Der Bibel-Babel-Lärm ist ja nun längst eingesargt. Mit ihm auch der Nimbus derer, die ihn „dem auserwählten Volke“ rauben wollten.

Jener Delitzsch-Rummel erklärt sich ganz ähnlich wie Haeckels Weltkonstruktion. Es ist der Rausch des Entdeckers, der hier sein Opfer fordert. „Das Eisen zieht den Mann an", das Mittel gewinnt Macht über den Menschen. So verleiten einige Tatsachen zu voreiligen Induktionsschlüssen. Man schießt über das Ziel hinaus. Hinzu kommt noch eine eingefleischte, sei es aus dem Unterbewußtsein oder mit Absicht wirkende Abneigung gegen das „Alte Testament". (Bei Delitzsch ist sie nunmehr in seiner „großen Täuschung" mit unübertrefflicher Kraßheit zu Tage getreten.)

Doch allmählich glätten sich die Wogen. Die Wahrheit bricht sich Bahn. Es verläuft der Prozeß nach dem alten Schema: Thesis, Antithesis, Synthesis. Jede Aufstellung wird nüchtern geprüft, entkernt, auf ihren Wahrheitsgehalt zurückgeführt und in diesem eine Bereicherung unserer Erkenntnis verzeichnet. Durch gewisse Ergebnisse der Naturwissenschaft und der vergleichenden Religionsgeschichte schien der Glaube an die Wahrheit der biblischen Erzählungen vom Paradies und der Sintflut für alle Zeiten erschüttert. Heute hat sich das Bild verändert. Wenn in anderen alten Literaturkreisen sich dieselben Berichte in ganz anderer Fassung darbieten, so muß

der Grundsatz Lessings gelten: „Wenn Livius und Polybius und Tacitus ebendasselbe Ereignis und jeder mit so verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des einen die Umstände des anderen völlig Lügen strafen: hat man darum jemals das Ereignis selbst, in welchem sie übereinstimmen, geleugnet?“ Wie, wenn aber nun gar noch die Naturwissenschaft in ihrem Fortschreiten sich selbst berichtigt?

Mit Recht legt der Anthropologe Hamann Wert darauf, daß sogar ein Wanderredner des Monismus, wie Klaatsch, zugibt, daß die wissenschaftliche Konsequenz zu Vorstellungen führt, in denen eine gewisse Parallele mit der Annahme eines Paradieszustandes der Bibel nicht zu verkennen ist. Das Klima, in dem man sich das erste Auftreten des Menschen denkt, das Klima der Tertiärzeit, war mild und gleichmäßig. Und in einer Gegend, die nicht von allzu furchtbaren Feinden bevölkert und der Mensch vom Kampf ums Dasein befreit war, führte er ein Dasein, so glücklich, daß die Erinnerung daran sich ihm tief in die Seele prägte. Als dann in der Quartärzeit ein immer tieferes Sinken der Temperatur eintrat, bis wir eine ausgedehnte Eiszeit vor uns haben, als der Mensch um seine Nahrung kämpfen mußte, sie nur durch

Erlegung von Jagdwild bestreiten konnte, als er sich gegen die Kälte durch Kleidung zu schützen hatte, da erwachte in ihm die Sehnsucht nach jener sorgenfreien früheren Periode. Sie fand ihren Niederschlag in der Geschichte vom Garten Eden.

Derselbe meteorologische Vorgang liegt, nach Riehm, auch der Sintfluterzählung zugrunde. Im Tertiär herrschten klimatische Verhältnisse, wie wir sie noch heute in den Tropen kennen. Noch kannte man nicht einen Wechsel der Jahreszeiten, nicht Saat und Ernte. Das Gleichgewicht der Wolkenmassen, die damals, wie noch heute die Venus, die Erde dicht umgaben, wurde, etwa durch einen Vulkanausbruch, erschüttert. Ein verheerender Wolkenbruch war die Folge. Die Eiszeit begann. Vor dem vorrückenden Eise mußten die Menschen fliehen. Anschaulich lehrt uns, was da sich zugetragen, neben anderen Denkmälern aus jener Zeit, der „Knochenberg" auf der Insel Cerigo, nahe bei Korfu. Ein kahler Berg, der vom Fuß bis zum Gipfel inwendig und auswendig voller Knochen ist. Hierhin hatten sich die Tiere vor der gewaltigen Flut geflüchtet. Die schnelleren wurden auf dem Gipfel ebenso von ihr erreicht, wie jene, die den Tod schon an seinem Fuße gefunden hatten. Nur einige Menschen und Tiere überlebten

die Katastrophe, an die ganz naturgemäß der Regenbogen die bleibende Erinnerung wurde. Mit dem paradiesischen Frieden des früheren Zustandes war es vorbei. Wegen des Mangels an Vegetabilien ging der Mensch, wie ja auch in der Geschichte von Noah erzählt wird, vom Vegetarismus zur Fleischnahrung über. Furcht und Schrecken vor dem Menschen kam über die Tierwelt. Man könnte einen Hinweis hierauf schon darin erblicken, daß, wie es sich bei näherer Betrachtung herausstellt, das Mimikry der Tiere als wirksames Abwehrmittel nur für das Auge des Menschen in Betracht kommt. Nun setzt auch der Wechsel von Saat und Ernte ein, alles, wie es der biblische Sintflutbericht besagt.

Ihn von dem babylonischen Gilgamesch-Epos abzuleiten, wäre einseitig, weil wir nicht weniger als 69 derartige Berichte über alle fünf Erdteile verstreut finden. In den Einzelheiten entspricht ferner die Erzählung der Bibel besser als jenes Epos den tatsächlichen Vorgängen, sie ist also offenbar ursprünglicher und echter. Vor allem zeigt sich auch in ihr die sittliche Überlegenheit. Bei dem babylonischen Dichter ist es eine Laune, aus der die Götter den Untergang der Menschen beschließen. Den Anschlag verrät aber einer von ihnen an einen Menschen. Und der nützt

das Geheimnis für sich aus, ohne die anderen zu bedenken!

Methodologisch können für die Art, wie wir die Bibel lesen sollen, diese beiden Beispiele als Muster gelten . . .

Jenseitsreligionen.

Für die Seelenblindheit, der unsere Heilige Schrift bei so vielen, ja den meisten Kritikern begegnet, ist der obszöne Vorwurf bezeichnend, den Voltaire gegen sie erhebt. „Mose spricht gar nicht von der Unsterblichkeit der Seele. Er gibt aber eingehende Vorschriften, z. B. über die Art der Defäkation. Sollte ihn jener Körperteil mehr interessiert haben, als unsere Seele?“ Urteile, die nicht viel höher stehen, kann man noch heute allenthalben lesen und hören.

Wer aber an die biblische Schöpfungsgeschichte herantritt nicht mit dem Vorurteil, hier Märchen vorzufinden, sondern mit dem sittlichen Ernst des Wahrheitssuchers, der wird schon durch den Bericht über die Genesis des Menschen eines Besseren belehrt werden. Der Mensch entsteht nicht aus der Erde, wie die übrigen Wesensarten. Er wird von Gott selbst als Individuum gebildet und mit dem Odem Gottes belebt. Hiermit ist so klar wie nur möglich

ausgesprochen, daß dem Menschen zum Unterschiede von allen anderen Geschöpfen auf Erden die Fähigkeit verliehen wurde, unsterblich wie Gott zu sein, solange er jenes göttliche Teil seines Wesens sich erhält.

Wie dies zu geschehen hat, lehrt die Erzählung von der ersten Sünde. Gott pflanzt in die Mitte des Gartens Eden den Baum des Lebens und warnt den Menschen, von dem Baume der Erkenntnis des Guten und des Bösen zu genießen. Denn für den Menschen bedeutet, den Unterschied zwischen gut und böse erkennen, soviel wie seine kindliche Unschuld verlieren (vgl. 5. Mose 1, 39), sündigen. Nur der Sünder weiß, was er in dem Guten verloren hat. Sündigen wird aber gleichgesetzt mit Sterben. Dieser Gegensatz: das Gute = Leben = Segen auf der einen, das Böse = Tod = Fluch auf der anderen Seite, ist jedem Bibelleser geläufig. Der Mensch, der das Böse tut, dessen Geist, wie die Genesis (6, 2) es bezeichnet, „zu Fleisch" wird, d. h. in der Sinnlichkeit untergeht, teilt auch das Schicksal der Materie und der von rein sinnlichen Instinkten geleiteten Tierwelt, er stirbt. Der jedoch, der, Gottes Gebot gehorsam, mit ihm in engster Verbindung bleibt, in dessen Daseinszentrum steht noch immer „der Baum des Lebens". Daß Gott „ewiges Leben in unsere Mitte gepflanzt",

bekennen wir mit dem Segensspruch über die Thora. „Sie ist der Baum des Lebens für alle, die an ihr festhalten", so sagt der Spruchdichter (3, 18). Mit dem Schwinden der Sünde im messianischen Zeitalter wird demnach auch der Tod aufhören (Jesaja 25, 8). Das Wesen des Lebens besteht im Fortschritt (michajjil el chajjil), im sittlichen Aufstieg (Sprüche 15, 14). (In anderem Sinne betont Byron: „The Tree of Knowledge is not that of Life". Auf den engen Zusammenhang zwischen Erkenntnis und Gram hat auch vor ihm Koheleth 1, 18, nach ihm Nietzsche in „Menschliches Allzumenschliches" hingewiesen.)

Hierbei ist nirgends von einem Unterschiede zwischen Diesseits und Jenseits die Rede. Hier auf Erden die Verbindung mit Gott sich erhalten, ihn beständig fürchten mit der einzigen sittlich berechtigten Furcht, der Furcht, eine Untat zu begehen, ihn mit ungeteiltem Herzem lieben, ihm Bundestreue bewahren, das ist eine unerschütterliche Bürgschaft für die Unzerstörbarkeit unseres Seins. Wir fühlen diese unsere Unsterblichkeit mit der gleichen Stärke, mit der wir Gottes gewiß sind.

Nichts also von einem Gegensatz zwischen Geist und Materie in unserer Menschlichkeit, sondern nur zwischen gut und böse. Du brauchst gar nichts sonst,

als nur einen Psalm, wie den 49., zu lesen, um dies klar zu verstehen. Die Bösen, es mag ihnen noch so gut ergehen, sie vergehen, verfallen dem Tode. Für den in Gott Lebenden und in ihm Geborgenen ist der Tod bedeutungslos. Sein Geschick vertraut er Gott wie in der Gegenwart, so in alle Zukunft. Nur er genießt wahres Glück, genießt es in der Gemeinschaft mit Gott. „Wer Gottes Gebote hält, ist sein eigener Schöpfer", sagen unsere alten jüdischen Weisen. Sein Dasein ist unzerstörbar.

Von diesem Geist berührt, schrieb Kant in sein Tagebuch: „Der Spruch — ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir (Psalm 23, 4) — hat mich mehr getröstet, als alle Bücher der Welt, die ich je gelesen habe." Man muß mit Gott — im edelsten Sinne — auf Du und Du stehen.

Die entschiedene Absage an alle die Phantasien, die in den religiösen Vorstellungen der Nachbarvölker das Leben nach dem Tode ausmalten, nach Schopenhauer ein Zeichen, daß die Judenreligion „die roheste aller Religionen" ist, sie ist für unsere Heilige Schrift überaus charakteristisch. „Die Erde hat Gott den Menschen gegeben." Alles Mysteriöse und Okkulte ist Gottes, „aber das offen uns vor Augen Liegende,

das ist unser". Hier haben wir uns einzurichten. Diese Erde ist das Feld, das wir aus einem Jammertal in ein Gottesreich wandeln sollen. Sittlich wertvolle Arbeit, rastloses Schaffen im Dienste der Menschheit, sie sollen den Fluch bannen, den der Mensch über die Erde heraufbeschworen durch seinen Abfall von Gott.

Der Anblick der Menschheit läßt aber an dieser Möglichkeit zweifeln. Die Schrecken, mit denen die Religionen der Völker eine Hölle bevölkern, vermögen die Bösen ebensowenig zu zügeln, wie die Seligkeiten des Himmels, die sie verheißen, die Unterdrückten über ihr irdisches Leidensschicksal trösten. Wie oft seit den Zeiten der Pharaonen haben diese Jenseitsreligionen zum Werkzeug der Völkerknechtung dienen müssen!

Der Unterschied zwischen uns und den anderen in der praktischen Behandlung der Unsterblichkeitsfrage läßt sich m. E. mit wenigen Worten kennzeichnen. Der andere sorgt übereifrig, nicht selten auch gewaltsam für das Jenseits des Nächsten, während er für seine Person sehr gerne mit dem Diesseits, und dieses möglichst ausgiebig, vorlieb nimmt. Dem Juden wird eingeschärft: Willst du Olam ha-ba gewinnen, so sorge, daß dein Nächster ein erträgliches Olam ha-seh finde!

Jedes Juden heiligste Pflicht ist es, den Baum des Lebens wieder zentral in das Diesseits pflanzen zu helfen. „Er stehe fest und sehe hier sich um." Darin besteht die Berufung des Gottesvolkes.

Wenn nun auch innerhalb dieses Volkes nicht alle auf der gleichen sittlichen Höhe stehen, das Volk als Ganzes in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft trägt den Charakter als Gottesvolk. Treu zu seinem Volke halten und so seinen Anteil an dessen Auszeichnung sich wahren, „zu seinen Vätern eingehen", in seinen Kindern und Enkeln Träger des jüdischen Gedankens bestellen, das empfindet der Jude als Seligkeit. „Aus seinem Volke ausgerottet werden" ist ihm schwerster Fluch.

Im Pflanzenbund am Laubhüttenfeste wird nach unserer Überlieferung die gegenseitige Kompensierung der Fehler und Vorzüge im engen Volksverbande symbolisiert. Einen Menschen, ganz frei von Schuld und Fehle, gibt es nicht. Selbst Mose sündigte. So ist jeder auf die Ergänzung durch seine Stammes- und Glaubensgemeinschaft angewiesen. Darum treten wir auch in unseren Gebeten als Plural vor Gott hin.

Ganz ähnlich sagt Fichte: „Auf die Hoffnung der Fortdauer seines Volkes gründet sich der Glaube des Edlen an die Fortdauer seiner Wirksamkeit auch

auf dieser Erde; die wahre Vaterlandsliebe umfaßt die Nation als eine Hülle des Ewigen. Nur wer sie besitzt, kann hoffen, auch hier ein wahrhaftiges Leben zu führen, das Unvergängliche im Zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen. Es kämpft demnach für den Gehalt und Wert des eignen Daseins, wer mit aller Kraft seine Nation und ihre unsichtbare Eigentümlichkeit verteidigt. Der Mensch rechter Gesinnung muß bereit sein, diesem Zwecke alle unsere Güter, auch das Leben, freudig aufzuopfern."

Monismus gegen Mythologie.

Es erscheint mir leicht erklärlich, daß gerade eine so praktisch veranlagte Rasse, wie die angelsächsische, sich ihre Hochschätzung der Heiligen Schrift, ganz besonders des Alten Testamentes, trotz Bibelkritik und Mythentheorie und Panbabylonismus erhalten hat. Während anderwärts die Bibelforschung in einer Weise gehandhabt wird, die jeden Unbefangenen bedauern läßt, daß es nicht auch für große Kinder „unzerreißbare Bilderbücher" gibt, — während man Gestalten der biblischen Geschichte nach einer Methode mythologisiert, der gemäß nach einigen hundert Jahren etwa Wilhelm II. mit seiner Familie als mythische Einkleidungen für Sonne und Planeten gedeutet werden könnten, haben ein Stephan George, ein Robert Louis Stevenson, ein Walt Whitman und so viele andere ihrer Rasse stets die gewaltige sittliche Bedeutung des Buches der Bücher betont. Hat Wyclif vor mehr als fünf Jahrhunderten von der

Bibel geschrieben: „This Bible is for the government of the people, by the people, and for the people", so nennt Huxley sie „the national epic of Britain". Und will man die Heilige Schrift hierzulande ihrer „minderwertigen Ethik" wegen aus der Schule verbannen, so ruft Huxley aus: „By the study of what other book could children be so much humanized?" Wie sein Echo klingt Whitman's Loblied: „Of this thousands there is not a verse, not a word, but is thickstudded whit human emotion."

Deutlich spricht dieser human-demokratische Zug aus der Erscheinung unseres Stammvaters Jakob-Israel. Abraham zertrümmert Götzenbilder. Hinter ihm versinkt der grausige Wahn, der Menschenblut als religiöses Opfer fordert. In Esau-Edom, dem „Manne, der jagdkundig, dem Manne des Feldes (dürfen wir übersetzen: Feldherr?), lebt aber noch jener Rest aus barbarischer Urzeit, der den bestialischen Trieb in der Menschenseele sich im Blutvergießen austoben läßt. In der Jagd wie im Kriege, die, beide auf demselben Holz gewachsen, durch Gewalt erzielen, was nur Lohn redlicher Arbeit sein darf. Sie wollen ernten, wo sie nicht gesät haben. Esau-Edom verkörpert die Herrenmoral, das Vorrecht, das Ungeistige, Kulturfeindliche. Die seines

Geistes vergießen Blut zur Lust im Sport, zur Kühlung nationalen Hasses im Krieg. Und wie lange ist es her, daß sie es genau, wie zu Abrahams Zeit, in religiösem Fanatismus taten?

In Jakob-Israel tritt dieser Verirrung der Menschheit, durch Esau-Edom verkörpert, entgegen der „seßhafte" Kulturmensch, das humane Prinzip.

Ein zweiter Gegensatz. In Labans Hause bezeichnet man (Gen. 31, 1) Reichtum als „Ehre" (kabod). Dort gilt, so würde man heute sagen, das Geld allein. Nur Reichtum gereicht zur Ehre. Reichtum, gewonnen durch listige Ausbeutung fremder Menschenkraft. „Meine ganze Kraft gab ich eurem Vater", klagt Jakob.

Die Folie hierzu bildet er selbst, der Mann, der Tag und Nacht, in Frost und Hitze arbeitet. „Wann werde ich endlich an mich denken, für Weib und Kind schaffen dürfen?", ruft er aus, der erste Demokrat! Und „Arbeit ehrt den Mann", so proklamiert der Jude, indem er mit Stolz den Namen jenes Arbeiters Jakob-Israel trägt und sich auf Schritt und Tritt erinnert, daß seine Vorfahren Schwerarbeiter, Sklaven in Ägypten waren.

Zu einer Zeit, in der man Frauen raubt, in einem Kreis, in dem die Frau dem Manne dient, dient

Jakob-Israel sieben und abermals sieben Jahre um ein Weib.

Arbeit bildet die Grundlage seines Hausstandes, seines ehelichen Glückes. Er begründet nicht, dem Jäger Nimrod gleich und wie die großen Kriegshelden, Städte und Zwingburgen. Nicht wie Esau-Edom ein Königreich. Er baut „das Haus Israel". Nicht unter den großen Vernichtern menschlichen Lebens und Glückes wird er gerühmt. Was Jakob erstrebt, ist nicht die Primogenitur in einem Fideikommiß, nicht die leitende Stellung in einem Handelshause, sondern das geistig-sittliche Erbe Abrahams, „ein Segen zu werden den Geschlechtern der Erde". Der Blutzeuge zu sein für die „Lehre der Lebenserhaltung". Er kämpft nicht für Gut und Ruhm, er kämpft für Gott als „Israel".

Eine Predigt! Nicht wahr? Gewiß, eben die Predigt, die wir Juden, wahrlich nicht ungestraft, aber leider ungehört, der Menschheit nun seit Jahrtausenden halten. Eine solche Religion und ihren Kult tut man nicht ab mit „Tabu" und ähnlichem gelehrten Krimskrams. Und finden sich auch vereinzelt Splitter fremdreligiösen Bestandes mit eingebaut, so sind diese Partikeln soweit amalgamiert, daß von einem Vorwalten mythologischer Vorstellungen im Judentume nicht die Rede sein kann.

Mythos und Religion im Sinne des Judentumes sind geradezu Gegensätze.

Der Mythos findet seinen Niederschlag in Bildern. Die Religion wird lebendig erhalten durch Handlungen.

Bilder führen zur Abgötterei. Wo nicht lebendige Überlieferung den Odem in ihnen wach erhält, verflüchtigt sich allmählich ihre ursprüngliche Bedeutung. Die Volksphantasie legt ihnen einen fremden Sinn unter. Sie werden zu Quellen krassen Wahnes. Stoffliches erhält das Attribut der Heiligkeit, das ausschließlich nur ein sittliches Ideal bezeichnen sollte. Das tote Zeichen wird aus einem mnemotechnischen Mittel Selbstzweck, Gegenstand abgöttischer Verehrung. Der Mensch, als Träger der Überlieferung, wird ausgeschaltet, der Lehrer entbehrlich, die Menschen isoliert, die Pietät untergraben. Schon Moses Mendelssohn hat in seinem „Jerusalem" diese sittlichen Nachteile der Schriftzeichen und den Vorzug des Lernens aus mündlicher Lehre vor dem Bücherlesen überzeugend klargelegt.

Daher der Widerstand des Judentums gegen beides: gegen das Bild wie gegen die Niederschrift der mündlichen Lehre, gegen alles Tote, Entgeistete, Seelenlose. Dem in unserer Sinnlichkeit sowie in unserer

sittlichen Fehlbarkeit begründeten Bedürfnis nach gegenständlichen religiös-sittlichen Mahnern, nach Denkmalen, Erinnerungszeichen kommt die jüdische Religion entgegen durch Kultgegenstände, die aber immer nur Mittel einer Handlung, einer Übung, immer lebensvolles Organ bleiben, nie selbst Zweck, Objekt kultischer Verehrung werden sollen und dürfen. Dies verhütet nicht allein die in stetem Fluß erhaltende lebendige Überlieferung, das unausgesetzte „Lernen". Wohl zu unterscheiden von dem rein epischen Kommentar, wie ihn etwa Homer zu dem Schilde des Achilles liefert. Denn hier handelt es sich nicht um etwas, was der Überlieferung zufolge einmal in der Vergangenheit ohne Beziehung auf eine künftige Zeit geschehen ist, sondern um etwas, was zu geschehen hat, was getan werden soll, was stets Gegenwart bleiben muß.

Die Bestimmung dieser Ritualien als Mittel des Kultus wird vor allem dadurch wachgehalten, daß sie selbst nichts Dauerndes darstellen, daß sie immer von neuem hergestellt werden, daß sie schon in der Wahl ihres Stoffes und ihrer Form sowie in dem Prozeß ihrer Zubereitung, ihrer Herstellung bis in die kleinste Einzelheit, eine bedeutsame, der religiösen Handlung, der sie zu dienen haben, gemäße Sprache

reden, gleichwohl aber an und für sich ohne diese Handlung nichts bedeuten. Zizith und Thefillin, an sich schon eine Knotenschrift, wie die Quipus Altamerikas, Zeichen, in die bereits bei ihrer Herstellung fromme Intentionen, religiös-sittliche Gedanken hingewoben werden, erfüllen erst ihren Zweck und gewinnen erst ihren eigentlichen Sinn, wenn sie angelegt werden. Aber selbst dann auch nur, wenn das „w'dibbarta bam", die viva vox sie begleitet, die tägliche Auffrischung des Geistes, der Erinnerungen, die durch jene Zeichen lebendig erhalten werden sollen, damit verbunden wird.

Die Mazzah, an sich schon durch die in ihre Zubereitung hineingelegten Gedanken und Gefühle für ihre Bestimmung geweiht, sie und die anderen Pessachsymbole, was bedeuten diese Zeichen ohne die Unmittelbarkeit des lebendigen Wortes, mit dem der Vater am Sedertisch dem Kinde die Vergangenheit herzerweckend schildert und in dieser Perspektive die Gegenwart mit neuen Augen sehen lehrt?

Die Thora im ganzen, die geschriebene Lehre, was wäre sie dem Juden ohne die mündliche Überlieferung, was wäre sie ihm, wenn er sie nicht an sich selbst erlebte, sie nicht in der Praxis täglich und stündlich bewährt fände!

Und diese Handlungen müssen von jedem einzelnen selbst vorgenommen werden. Sie dürfen kein erbauliches, erweckliches Schauspiel, kein Bild, kein Anblick bleiben, vor dem man die Rolle des Zuschauers übernimmt. Die Mazzah muß von uns selbst gegessen, die Thefillin müssen von uns gelegt, die Festlichter müssen gezündet, die Sukkah muß gebaut und bewohnt werden!

Wir Juden kennen keine Stellvertretung vor Gott. Der Gedanke des Versöhnungstages spricht es so eindringlich als möglich aus. Jüdischem Wesen von Grund aus fremd ist jede Art von Lamaismus, jeder Heiligenkult, der vorgeblichen Mittlern zwischen Gott und Mensch ein Olam ha-seh bereitet, um sich selbst einen Anteil am Olam ha-ba zu sichern. Vor Gott gibt es keine Drückeberger. Jeder einzelne muß, wenn diese Reminiszenz aus dem verpönten Militarismus gestattet ist, für den Ernstfall gerüstet sein. Er hat darum auch alle Übungen mitzumachen.

Die regelmäßige Wiederholung dieser Handlungen macht sie zu Kraftzentren für den gesamten Betrieb des Lebens. Diese Akkumulatoren speisen unseren Willen ununterbrochen mit religiös-sittlicher Energie. Sie üben unser Triebleben von Kindesbeinen auf,

in jedem sittlichen Dilemma unfehlbar, instinktiv den rechten Entschluß zu fassen. Eine Mechanisierung des Willens, die keine sittliche Gefahr bedeutet, solange die Speisung aus den Quellen jüdischen Geistes nicht aussetzt.

Wo ist ein Jude, der im Schwanken ethischer Theorien, wie es das Kulturbild unserer Zeit kennzeichnet, es nicht schon oft als einen Segen empfunden hätte, in seiner Erziehung in einem jüdischen Elternhause einen zuverlässigen Kompaß mit ins Leben hinausgenommen zu haben! Ein Stückchen jüdischen Lebens, es wirkt Wunder an Kraft. Es ist das Radium der sittlichen Welt.

Am anderen Ufer aber steht als moderner Mythologe — Haeckel! Die Art, wie er die Atome mit Empfindung und Wollen begabt, wie er menschliche Psyche in die unbelebte Welt hineinphantasiert, sie steht nicht höher als die Mythologie der milesischen Naturphilosophen oder eines Empedokles.

Und was sind Vitalismus, Energetik und alle die anderen monistischen Theorien anderes, als neue wissenschaftlich klingende Etiketten für die altbekannte, einst mythologisch vermummte „Naturkraft", als eine, im Sinne Machs zu reden, moderne Art Gespensterseherei? Ein Standpunkt, den das Juden-

tum endgültig überwunden hat in der Stunde, in der sich die Gottheit Mose offenbarte, nicht wie den Stammvätern als Inbegriff der Macht, sondern als „die Güte".

„Erbsünde."

Du bist mit meiner Deutung des „Sündenfalles" nicht zufrieden. Grausam erscheint es Dir, daß wegen der Sünde des ersten Menschen alle seine Nachkommen aus dem Paradies verwiesen sein sollen. Du siehst da wieder durch die Brille christlicher Dogmatik. Wenn Du die Bibel aufmerksam liest, wirst Du in ihren Worten nichts davon finden. Der Hergang ist doch einfach der folgende:

Gott läßt den Menschen nicht, wie die Tiere, aus Erde „entstehen". Er selbst bildet vielmehr den Leib, gibt ihm somit eine höhere Organisation. Dieser Organismus wird zum „Lebewesen" (nefesch chajjah) nicht auf natürlichem Wege, wie das Tier, sondern indem ihm Gott „Lebenshauch" (nischmath chajjim) „Seele" einbläst. So von Gottes Geist beseelt, wird der Mensch „Gott ähnlich". Wie sich Gott in der physischen Welt manifestiert, so die Seele im Menschenleib. Und wie Gott rein geistig bleibt und die

Geschöpfe nur als Werkzeuge seines Willens gebraucht, so soll dieser Organismus nur Organ unserer Seele sein. Sie hat den Primat. Durch die göttliche Herkunft seiner Seele hat der Mensch naturgemäß Teil an Gottes „ewigem Leben".

Im Garten Eden stehen nebeneinander der Baum des Lebens, das erhalten wird durch Erkenntnis Gottes (Deut. 4, 35, Jer. 9, 23) und Festhalten an ihm (Deut. 4, 4), die Treue gegen seine Lehre (Spr. Sal. Kap. 3 u. 5, 23), und der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen oder, wenn wir die Wirkung des Genusses seiner Frucht betrachten, der Baum des Todes. Solange der Mensch der Stimme Gottes gehorcht, kennt er kein Gut und kein Böse, kennt er nur den Willen Gottes. Der ungebrochene Lichtstrahl sittlicher Reinheit, die in sich geschlossene Kraft der Unschuld durchdringt ihn. Er ist moralisch neutral, gegen gut wie gegen böse indifferent. Er ist nicht tugendhaft; denn er tut das Gute nicht mit Bewußtsein, mit Kenntnis des Unterschiedes zwischen gut und böse, daher auch ohne Verabscheuung des letzteren. Kein sittlicher Maßstab paßt auf ihn. Was er tut, tut er aus Religion. Seine Erkenntnis ist Erkenntnis Gottes, gepflückt vom Baume des Lebens. Sein Wissen kein totes, kein Wühlen im Staub, kein

unfruchtbares Grübeln und Forschen nach den letzten Dingen, sondern Wissen, das gottgefälliges Tun erzeugt, soziale Werte, Leben für das Gemeinwohl schafft. Alle ethischen Gesellschaften und alle humanitären Vereine zusammengenommen können nicht so viel Impuls zu weitherziger, altruistischer Betätigung liefern, wie ihn eine größere einzige jüdische Gemeinde aufweist. So stark, so urwüchsig, so elementar wirkt in diesem „abgesahnten" Judentum noch heute, selbst in vielfacher Verdünnung, das Lebenselixier der Religion.

Diese Art Sorge um das Seelenheil, die bei uns Juden die Stelle des Messelesens vertritt, wurzelt durchaus nicht in der Furcht vor dem Tode und ihm etwa folgenden Höllenqualen. Aus ihr spricht vielmehr jene Seelengröße, von der Vauvenargues sagt: „Um große Dinge zu vollführen, müssen wir so leben, als sollten wir nie sterben." Nicht den Tod fürchten, sondern auf ihn vorbereitet sein! „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben!"

Solange die Religion den Menschen leitet, solange er mit Gott eingeschaltet ist, kann er naturgemäß nicht unsittlich handeln. Er kann es nur, wenn er sich von Gott ausschaltet.

Wie aber das Ausschalten Gottes, trotz allen Hoch-

standes nüchterner „Erkenntnis“ und allen Fortschrittes der Technik, das Untergehen im Stofflichen, das Versinken in roher Sinnlichkeit, den Verzicht auf jede seelische Erhebung, die Verachtung aller Geisteswissenschaft und Kunst, den krassesten, gewissenlosesten, jeder sozialen Regung baren Egoismus, die Verengung des Gesichtskreises auf rein animalische Interessen nach sich zieht, welches Beispiel könnte uns dies deutlicher, beschämender, entmutigender zeigen, als unsere Gegenwart?

Sobald Adam die Einheit mit dem Willen Gottes löst, der Stimme Gottes nicht folgt, folgt er der Stimme der Schlange, den Lockungen des Tieres in seiner Brust. „Ihr laßt den Armen schuldig werden.“ Der Mensch entkleidet sich seiner Gottähnlichkeit, verliert seine Unschuld. Vorher hatte er einen Körper, jetzt ist er ein Körper. Er wird Fleisch, von der Sinnlichkeit beherrschte, infolge sittlicher Unterernährung für den Bazillus der Sünde mit allen ihren physischen Folgen disponierte Materie, sterblicher Staub.

In demselben Augenblick erwacht auch das Bewußtsein des „Falles“, das Wissen von gut und böse, mit Unterdrückung des ersteren. Diese moralische Umschaltung zieht aber Kurzschluß nach sich. Das

Ausschalten der Seele, das Aufgeben des Gottesgeistes bedeutet: als Mensch sterben. Ein fortgesetztes — seelenloses — Dasein, ein Leben ohne Gott, kann nur ein tierisches sein. Sein Ende ist völlige Vernichtung. „Glaubt ihr, man könnte kosten vom Gemeinen? Man muß es hassen oder sich ihm einen." (Grillparzer.)

Nach dem Rate der Schlange, der Stimme des Tieres, ist Adam freilich gerade als „Wissender" durch die „Emanzipation des Fleisches" ein „Gott" geworden. Der hebräische Text ironisiert ihn sehr fein durch die Antithesen: die listige (arum) Schlange läßt Adam und Eva „erkennen", daß sie nackt (erumim) sind. Die „Erkenntnis", die sie gewonnen haben, besteht im Erwachen der Sexualität; Adam „erkennt" sein Weib (Gen. 4, 1). Ironisch, die Weisheit der Schlange (3, 5) geißelnd, ist auch aufzufassen das Wort Gottes (3, 22): „Siehe, der Mensch ist nun wie einer von uns geworden, wissend, was gut, was böse."

Dieser Tier gewordene Adam, der vom Giftbaume der — nach den Erfahrungen der letzten fünf Jahre möchte man sagen — der Zivilisation! genossen hat, — „er nennt's Vernunft und braucht's allein, um tierischer als jedes Tier zu sein" —, diese gottentfremdete

Maschine hat das Recht auf ewiges Leben verwirkt. Er wird aus dem Paradiese verbannt. Die Arbeit, einst ein Bestandteil seines paradiesischen Glückes, die Arbeit „nur um des Brotes wegen" wird ihm nun zum Fluch. Ebenso der Kindersegen zur Qual dem Weibe.

Sie, die nicht, wie der Mann, aus dem Staube geschaffen, sondern vom Manne nach seiner Vollendung gebildet, sie, die nicht zum Werkzeug seiner Lust geschaffen und nicht zu seiner Sklavin, wie nach der Herrenmoral anderer Völker, auch nicht als Kunstwerk im Spiel der Laune eines Pygmalion entstanden, sondern von Gott bestimmt, dem Manne „als Stütze", als treue Gefährtin an die Seite zu treten, sie bringt Adam zu Falle. Indem sie ihn der Seele beraubt, sinkt sie selbst herab zur schmerzgepeinigten Gebärerin, zur „leidenden Frau". Beide tauchen sie, wie Fouqués Undine, zurück in das Element, von dem sie genommen.

Alles dies wird nicht zum Fatum, zum Karma, zur „Erbsünde", zum Dogma, sondern zum warnenden Paradigma. Gen. 6, 3, betont nochmals: dort, wo der Mensch dem Geiste Gottes sich entsagt und zum Fleische wird, dort wird seinem Leben ein Ziel gesetzt. Unmittelbar vorher war von Henoch die Rede,

der nicht „stirbt", sondern nur eines Tages „nicht da war", weil er eben „mit Gott wandelte" und darum sich sein Teil am ewigen Leben Gottes wahrte.

Noch eindringlicher als das Einzelschicksal lehrt bald darauf die Geschichte der Menschheit, wie Abkehr von Gott zum Untergang, hier durch die Sintflut, führt. Die Erzählung vom Turmbau zu Babel bestätigt Gottes Ausspruch (Gen. 3, 22), daß der Mensch in seiner Sinnlichkeit, die das Gewissen in den Bizeps verlegt, sich zur äußersten Selbstvergötterung versteigt. Die Religionsgeschichte liefert hierzu den beredtesten Kommentar. Das Tierpantheon wird vom Olymp, dieser von der Apotheose abgelöst.

Von dem Ableben der Stammväter und späteren Frommen — von Elijah ganz abgesehen — wird aber der Ausdruck „er starb" entweder, wie bei Jakob, gar nicht gebraucht oder in Verbindung mit der Wendung „er wurde versammelt zu seiner Sippe, zu seinem Volke". Die Verbindung mit Familie und Stamm war das Mittel der Verbindung mit Gott. Mit Gott verbunden sein, bedeutet aber, wie erwähnt, an Gottes ewigem Leben teilhaben.

Die Erzählung vom Paradies ist ein weiterer Beleg dafür, wie das Judentum volkstümliche Vorstellungen ins Ethische umbiegt. In Wirklichkeit projiziert es

ja das Paradies in die ferne Zukunft als messianische Zeit. Die Reminiszenz eines seligen Zustandes der Welt, da sie frei von jedem Fluch, des Segens und Friedens voll war, sie soll nur betonen, daß an jenem messianischen Glück jeder Mensch als solcher teilhaben kann, als Nachkomme Adams, dessen Schicksal lehrt, wie Fluch und Segen in der Hand des Menschen liegen, der zur Gottähnlichkeit geschaffen worden. Das Paradies der Genesis ist das Diapositiv in dem gewaltigen Skioptikon der Weltgeschichte.

Aussprüche der Heiligen Schrift, die wie ausdrücklich gegen die Idee einer „Erbsünde" gerichtet lauten, kannst Du in jedem Lehrbuch der jüdischen Religion, der jüdischen Theologie, der jüdischen Ethik zusammengestellt finden. Hier galt es mir nur zu zeigen, wie diese Vorstellung der „Erbsünde" jedes Anhaltes in der Erzählung vom Sündenfall selbst entbehrt.

Wohl finden sich im jüdischen Schrifttum auch Anklänge an diese Idee, doch bleiben hier die Sünden der Väter („awon abhoth") nur als eine Tendenz wirksam, ein Nachklang, gegen den, wie gegen den Jezer ha-ra überhaupt, der Gegenstoß sittlicher Kräfte erfolgen muß. Diese wiederum werden durch eine günstige Tendenz, das „Zekhuth abhoth", die „Chasde abhoth", „die Tugenden der Väter" verstärkt.

Beachte nur Gen. 8, 21, wo „Gott zu seinem Herzen spricht: ich will nicht mehr den Erdboden verfluchen um des Menschen willen, denn böse ist der Herzenstrieb des Menschen von seiner Jugend an". Von Geburt ist die Menschenseele rein. Der böse Trieb regt sich erst in den Jahren der Entwicklung. Es wiederholt sich der Vorgang, der prototypisch in Adams Sündenfall gezeichnet wird. Wie lange vor unseren Psychoanalytikern würdigte unsere Bibel bereits die weitreichende Funktion der Sexualität! Sie beherrscht nicht nur das Menschendasein, sondern greift sogar auf die unbelebte Natur über und breitet Fluch selbst über den Erdboden. Dieser „Fluch der Natur oder der Sünde Einfluß auf die unfreie Welt", wie durch den bösen Menschen selbst das Anorganische leidet, — nicht erst der Weltkrieg mit seinen Operationsgebieten in Belgien und Nordfrankreich brauchte es uns erschütternd vor Augen zu führen.

„Schon wenn man durch eine Landschaft fährt, kann man sehen, wo haßerfüllte, geizige, faule, böse Menschen wohnen. Man kann es am Wald sehen, an der Weide, der Wiese, vor allem aber am Acker; es ist am Haus, am Stall zu sehen, an Vieh, Gesinde, Kindern. Und sähe man nach, so fände man keine Singvögel im Garten, keine Blumen vor der Hütte;

aber Unkraut auf den Beeten, Ungeziefer in den Obstbäumen." (Strindberg.)

Oder um nüchtern volkswirtschaftlich zu sprechen: „Der Wert des Bodens steht im Verhältnis zur Tätigkeit der Menschen, die ihn bewohnen."

Nun, spricht die Gottheit in ihrem Erbarmen, soll der Fluch von der Erde genommen sein, da ja doch die schon an Adam und Eva exemplarisch vollzogene Bestrafung, die Folgen der Abwendung von Gott, auf den einzelnen Menschen keinen Eindruck machen. An die Stelle der Abschreckung des einzelnen mit physischen Strafen tritt, durch die Stammväter vorbereitet, am Sinai eine positive Leistung, die Schöpfung eines Volksganzen. Der einzelne kann für seine Person der Macht des Bösen schwer widerstehen. Selbst ein Mose bleibt nicht frei von Schuld. Aber das Volk Israel als Ganzes kann und soll „heilig" sein. Als solches ist es ewig und an dieser Ewigkeit nimmt jeder seiner Söhne teil.

Auch hier spielt der Erdboden, und zwar das Land dieses Volkes, eine Rolle. Es ist rein, weil in ihm das Haus Gottes steht (Jos. 22, 19), und es speit seine Bewohner aus, wenn diese durch sexuelle Perversitäten es beflecken (Lev. 18, 28. 20, 22).

Ohne auf die folkloristische Beziehung zwischen

Geschlechtsleben und chthonischem Kult einzugehen und die Opposition zu betonen, die in diesen Aussprüchen der Thora gegen hiermit zusammenhängende kultische Ausschweifungen erhoben wird, sei hier nur an die alte hebräische Vorstellung erinnert, die der Skepsis Koheleths (3, 21, vgl. 12, 7) unterzogen wird, daß der Geist des Menschen zu Gott zurückkehrt, während der Geist des Tieres, wie der Leib, wieder Erde wird. Mit ihr bleibt ja das Tier in unlösbarem Zusammenhang. Der Mensch überwindet ihn nur, indem er kraft seiner Seele sich mit Gott in Verbindung hält. Das ist der polare Gegensatz zwischen Mensch und Vieh.

Daß unsere Unsterblichkeit nach altjüdischer Auffassung nicht in einer Fortdauer der Seele nach dem Tode, sondern in dem Andauern unseres Zusammenhanges mit Gott besteht und nur dadurch verbürgt wird, kommt, wie ich schon neulich erwähnte, am klarsten zum Ausdruck im 49. Psalm. Ich setze ihn, seines reichen, vielseitigen Inhaltes wegen, in sinngemäßer Übersetzung hierher:

Dem Sangmeister von den Söhnen Korachs ein Lied.

Vom Weib Gebor'ne kommet zu Hauf',
Höret mich, Kinder der Zeit;
Ob hoch, ob niedrig, merket auf,
Ob reich, ob arm, euch allen gilt es heut!

Mahnend meldet mein Mund,
Was ich erlebt auf dieser Erde,
Was Weises ich erlauscht, es werde
Beim Klang der Zither euch nun kund.

Was bange ich am Tag der Not,
Wenn mir der Feind mit Frevel droht,
Pochend auf Reichtums Macht,
Prahlend mit Gold und Pracht?

Sein Gold erkauft ihm keine Huld
Bei Gott, zu sühnen seine Schuld,
Seiner Seele zu geben
Ewiges Leben.

Sie zu retten, zu bewahren vor dem düstern Reich,
Dem sie verfallen doch alle gleich,
Ob man sie weise heißt, ob Tor, —
In ihr Gut teilt sich der Erben Chor!

Stolz wähnen sie: „Mein Bau steht stark
Bis zu der fernsten Zeit Gemark.
Mein Name wird genannt,
Wie heut, so einst im Land!“

Fährst hin in deiner Pracht, du Tor,
Dem Tiere gleich, dess' bleibt nicht eine Spur,
Hüllst dich in eitler Blendung Flor
Und nach dir kommen deinesgleichen nur. Selah.

Der Herde folgend, steuerst du
In Grabesnacht. —
Dem Morgen zu
Der Fromme wacht.

Dem Staub entronnen, birgt er sich
In seines Vaters Haus.
Ja, juble Seele! Gott errettet dich
Vor der Vernichtung Graus.

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Was ficht dich an des Reichtums lockend Bild,
Wenn Tag um Tag sich ihm der Speicher füllt?

Nichts nimmt er mit sich in die Gruft,
Nichts folgt ihm nach von Glanz und Glück,
Was frommt ihm aller Schmeichler Weihrauchsduft,
Die glücklich priesen sein Geschick?

Geht doch dahin zu jenen er,
Die wiederkehren nimmermehr. —
Der Weisheit bar, teilt deine Pracht
Das Los des Tieres: der Vernichtung Nacht.

Der Psalmist fürchtet nicht den Reichen, der, pochend auf seine Macht, ihn, den armen Tropf, bedroht. Er sieht hinter aller prunkenden Pracht die Ohnmacht des Feindes. Sie zerstiebt in nichts,

wenn ihres Herrn Stunde schlägt, wie er selbst spurlos schwindet, dem Tiere gleich sich in Staub auflöst. Ihn, den gottbegeisterten Sänger, selbst aber trägt das Vertrauen auf Gott, die Zuversicht, die er in ihm findet, sicher durch Tod und über Grabespforte hinaus. Nicht um einen Unsterblichkeitsglauben handelt es sich somit, sondern um Gottvertrauen. („Vertrau auf Gott und verlasse dich nicht auf deine Einsicht," Sprüche Sal. 3, 5.) Ich möchte, um diesen Unterschied zu verdeutlichen, an das chassidische Sprichwort erinnern: „Zim Rebben miss man emine (Glauben) huben, zi Gott braucht man bittochen (Vertrauen) huben." Die Zuversicht zu unserer Unzerstörbarkeit stützt sich nicht auf Wunder, sondern auf das Gefühl der Zugehörigkeit zu unserem Vater im Himmel (Psalm 23, 5).

Das ist die Weisheit, von der unser Psalmist spricht, die wahre Einsicht, die nicht, wie die materialistische Wissenschaft, bei jedem Fortschritt neues Leiden erzeugt (Koheleth 1, 18), dabei aber bei jeder neuen Frucht vom Baum der Erkenntnis von neuem ein Triumphgeschrei über den Gottesglauben erhebt. „Wie ein Mensch, der ein Geschenk erhält und zum Dank die Zunge ausstreckt!" Ist es nicht doch Zeit, daß diese Wissenschaft umkehrt zu der alten jüdischen Maxime: „Gottesfurcht ist aller Weisheit Anfang"?

Noch eines aber betont der Psalmist: Geld löst keine Schuld der Seele. Auch hier wieder der scharfe, unüberbrückbare Gegensatz zwischen Judentum und Ablaßglauben. Das Judentum hat eben „ein schweres Tun, aber ein leichtes Glauben". Versuche einmal einem Andersgläubigen klarzumachen, daß es für den Juden keine Seelenmesse, keine Absolution, kein läuterndes „Seelenbad" (vergleiche Faust II. Teil, Anfang), daß es für ihn keine andere Tilgung einer Schuld gibt, als die Sühne.

Und wenn selbst vollständige Umkehr des Wandels zu einer ganz neuen Lebensweise und inbrünstige Bitte des reuigen Kindes um des Vaters Verzeihung und endlich selbst Aufgehen in Betätigung edler Menschenpflicht der Seele die Last so weit erleichtern, daß sie wieder aufatmen oder, wie die Bibel sagt (Gen. 4, 7), wieder das Antlitz zu Gott erheben kann, es bleibt doch ein dunkler Punkt, es bleibt eine Narbe zurück. Diesen dunklen Punkt sehen wir, und dies bis an unser Lebensende, sofort, sobald unser Seelenbild vor unser inneres Auge tritt. Diese Narbe der alten Wunde, die wir uns selbst geschlagen, sie steigt in stillen Stunden oft und oft aus dem Unterbewußtsein auf. Sie wird durch eine Art sittlicher Apperzeption sogleich fühlbar, wenn uns Unheil trifft.

Sie sagt uns unerbittlich: Du hast es nicht anders verdient! Sieht doch der Psalmist (62, 13) gerade in dem Walten der Gerechtigkeit die Bezeigung der Gnade Gottes!

Und schreckt der Gedanke an dieses untilgbare Brandmal auf der eigenen Seele nicht vor einer Untat, zumal vor der Wiederholung zurück, — welcher Jude wird nicht gebändigt von dem Gedanken: „An deinen Kindern wird es einst gesühnt", von der Gewissensstimme: „Handle so, wie du wünschest, daß deine Kinder handeln werden!"

Welch ein Volk hatte doch die Thora vor sich, wenn sie — anstatt mit Höllenqualen in einem Jenseits — mit dem Hinweis auf die Nachkommen drohen konnte! Wer denkt da nicht an Nestroy, der, als man ihn an seine Pflichten gegenüber der Nachwelt erinnerte, die burleske Antwort gab: „Ja, was hat denn die Nachwelt für mich getan?" Ist damit nicht wahrheitsgetreu der Durchschnitt unserer Spießer gezeichnet? „Was schert mich Weib, was schert mich Kind?"

Wer so klar und scharf die Scheidewände erkennt, die das religiöse Empfinden des Juden von dem jedes anderen trennen, dem wird es nicht schwer fallen, der jüdischen Jugend zum Bewußtsein zu bringen

und es ihr unauslöschlich tief zu Gemüt zu führen, welchen unersetzlichen Schatz wir in unserer Religion besitzen. Auch dieser Stern leuchtet um so heller, je deutlicher uns das Dunkel des Firmamentes erkennbar wird, von dem er sich abhebt. Nur durch den Vergleich mit anderen Religionen und durch Konfrontierung mit den verschiedenen Philosophemen, nur so wird der jüdische Religionsunterricht das, was er sein soll, er wird lebendig und in Wahrheit ein Lebensquell und darum der wichtigste und unentbehrlichste Punkt in jedem jüdischen Schulprogramm.

„Die Sünden Gottes."

Verstehen kann ich es wohl, daß sich in Dir, als wissenschaftlich geschultem Denker, etwas dagegen sträubt, im Judentum ein Besonderes, „Auserwähltes", aus dem ethnographischen Schema Fallendes anzuerkennen. Gerade erst im Rahmen der allgemeinen Religionsgeschichte kommt das Bild der jüdischen Eigenart zur rechten Geltung. Nur wenn wir die Entwicklung der gemeinsamen menschlichen Vorstellungen zu den Religionsformen verfolgen, in denen sich das jüdische Volk von anderen grundsätzlich unterscheidet, genügen wir der Forderung wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit. Sie aber ist es zugleich, die uns verbietet, den Tatsachen Gewalt anzutun und aus Vorurteil Identitäten sehen zu wollen, wo Kontraste vorliegen.

In einem sinnigen Gleichnis erklärt Raschi (Eingang zu Wajjescheb) die Auserwählung Abrahams. Jemand hat im Ufersande eine Perle verloren. Er

siebt nun den Sand solange, bis die Perle zurückbleibt. So bleibt auch, wenn man die Kategorien der Religionsgeschichte auf das Judentum anwendet, etwas Inkommensurables zurück, etwas, was ohne Gleichnis und Gegenstück bei den anderen Religionen ist. Das ist der von allem Anfang an im jüdischen Volke herrschende Glaube an eine über Natur und Menschenwelt waltende Gottheit. Er ist diesem Volke von Haus aus gegeben. Einzig und allein in diesem Glauben und durch ihn werden die einzelnen Stämme Israels zu einem Volke. Einzig und allein durch diesen Glauben werden sie verhindert, in den ihnen an äußerer Kultur überlegenen Kananäern aufzugehen. Durch ihn allein gewinnen sie über diese Autochthonen die Oberhand. Nie galt der Kult Israels, als solcher, einem anderen Objekte als diesem Gotte. Der Monotheismus ist, wie es die Überlieferung durchaus zuverlässig bezeugt, nicht erst eine Tat Moses, sondern ein Erbe der Stammväter, die Seele des Volkes, seine ausgeprägte religiöse Eigenart, aus der sich mit einer Art Naturnotwendigkeit der monotheistische Prozeß entwickelt.

Diese Tatsache wird auch von allen unbefangenen und gerechten Forschern, von Stade, Smend, Wildeboer, Siegfried, Cornill, König u. a. rückhaltlos anerkannt.

„Die vergleichende Religionswissenschaft", sagt Robertson, „wird unwissenschaftlich, wenn sie im Widerspruch mit den Tatsachen alles zu nivellieren beflissen ist, indem sie eine Formel oder Gleichung für die Geschichte aller Religionen aufstellt und dieser die Religion Israels unterstellt."

„Die Beobachtung der Analogie aller sonstigen Geschichte kann", wie Klostermann betont, „dazu verleiten, den Begebenheiten eine Gestalt anzudichten, welche zu der natürlichen Gesamtbetrachtung aufs beste stimmt, aber den biblischen Nachrichten widerspricht und uns das Unvernünftige zu glauben zumutet, daß der aparte geistige Schatz, durch den Israel sich von aller Welt unterscheidet, auf einem Wege gewonnen sein soll, der sich in nichts vom Wege aller Welt unterscheidet."

Eine religiöse Unterscheidung (Leviticus 20, 26), mit der durchaus nicht eine allseitige Scheidung von allen anderen Völkern bedingt war, wie sie von den Judenfeinden aller Zeiten dem Judentum angedichtet wird, als Echo der Worte eines Tacitus: „Moses, quo sibi in posterum gentem firmaret, novos ritus contrariosque ceteris mortalibus indidit."

Was dem naiven Glauben als göttliche Offenbarung von vornherein unzweifelhaft feststeht, wird somit

a posteriori von der wissenschaftlichen Kritik bestätigt. Diese Wissenschaftlichkeit besteht eben nicht im Verallgemeinern vereinzelter Analogien, sondern im strengen Unterscheiden des Unähnlichen im Ähnlichen.

Wie in der Religionsgeschichte, gilt dies auch von der Naturforschung. Auch hier beuge ich mich nicht vor Autoritäten und Theorien, sondern nur vor Tatsachen. Magis amica veritas!

Und mag Dich dieses „Destillieren" auch unbehaglich anmuten. In diesem Gedankengang fühle ich mich, lieber Ernst, jedenfalls eins mit Männern wie Pasteur, von dem das Wort stammt: „Weil ich nachgedacht und studiert habe, bin ich gläubig geblieben wie ein Bretone. Und wenn ich mehr nachgedacht und mehr studiert hätte, so würde ich gläubig geworden sein, wie eine Bretonin." Man sieht, auch das wissenschaftliche Genie erhebt sich in Betrachtung des Alls über den Standpunkt des Holzwurms. Die Schöpfung muß man eben mit den Augen des Schaffenden, des Künstlers, sehen. Man muß aber auch den Mut seiner Überzeugung haben. Secchi sagt von einer astronomischen Erscheinung: „Es ist unmöglich, zu glauben, daß eine solche Anordnung zufällig sein kann." Strindberg in seinem mächtigen „Blau-

buch" donnert ihn dafür an: „Warum glaubt ihr es denn? Feige Menschen und elende, die sich ihres Gottes schämen!" Lies dieses „Blaubuch"! Du wirst Dir dann über manches Gedanken machen, was Dir heut felsenfeste Wahrheit ist. So, wenn darin die „natürliche Schöpfungsgeschichte" als „unnatürlicher, unvernünftiger, unwissenschaftlicher Schund" gegeißelt wird. Oder wenn hier, wie mit dem Hammer Thors, der Götze des Panbabylonismus zertrümmert wird. „Und aus diesem Schund soll das Volk Gottes seine Weisheit geholt haben?" Spricht nicht aus diesem Poltern die reine Wahrheit? Man liest dort: „Die Philologie wurde heidnisch, dem Christentum feind; darum haßte man das Hebräische, während man absichtlich im Heidentum Indiens Gottes erste Offenbarung suchte."

Und welche Kühnheit atmen Strindbergs Worte: „Der Sozialismus, der heidnische nämlich, der Entwicklung und Fortschritt predigte, ging seinen Krebsgang zurück zu eben aufgehobenen Zunftordnungen, beschränkte die Gewerbefreiheit (Streikbrecher), führte die Inquisition wieder ein (Boykottierung dessen, der sich nicht von unehrlichen Mägden bestehlen lassen will); tat Ketzer in den Bann (bei dem großen Streik wurden Nichtsozialisten Wasserleitung und Licht, Brot und Kindermilch verweigert). Sie zwangen die

Zufriedenen unzufrieden zu sein; machten die Menschen wild und verzweifelnd; verschlimmerten in Wirklichkeit, wo sie verbessern sollten . . . Ungläubig, glaubten sie an alles, was falsch war . . ."

Daß Du es aber mit deinem Gewissen als „Wissenschaftler" unvereinbar findest, meinen Ausführungen über eine Zweckmäßigkeit in der Natur zuzustimmen, überrascht mich durchaus nicht. Du hättest gegen mich auch Schiller zitieren können: „Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gütig, als er den Korkbaum erschuf, gleich auch den Stöpsel ersann." Es sind hier eben zwei entgegengesetzte Standpunkte vertreten. Du siehst überall das Überwiegen des Anorganischen, dem das Organische nur als ein Akzidens, als ein winziger Komponent eingegliedert ist. Naiv dürfte Dir dann meine Auffassung von der teleologischen Bedeutung des Geistes vorkommen, der ja bei der verhältnismäßig kurzen Zeit seines bisherigen Auftretens den Jahrbillionen der materiellen Existenz gegenüber — 24 bewilligt Lord Kelvyn allein der Existenz des Lebens! — geradezu als ephemer erscheinen muß. Und daß das von mir als „Leben schützend" angeführte Gesetz" vom Gefrieren des Wassers doch andererseits eine Zerstörung ganzer Welten herbeigeführt hat, spricht

Deiner Ansicht nach gleichfalls gegen mich, der ich selbst in den Wirkungen des Blitzstrahles Zweck und Absicht erblicke, weil für mich die Zwecksetzung nicht erst beim Menschen beginnt.

Es bestätigt sich eben auch hier die alte Erfahrung: wie einer ist, eine solche Philosophie macht er. James teilt mit Recht die Menschen in zwei Kategorien ein: in die zartfühlenden und in die grobkörnigen. Zu den ersteren gehören die Idealisten, Optimisten, Anhänger der Willensfreiheit, Religiösen usw.; zu den letzteren die Materialisten, Pessimisten, Fatalisten, Irreligiösen etc. Und über Temperamente läßt sich nicht streiten. Eines wird das andere nicht überzeugen. Sie reden aneinander vorbei. Jedes Wort hat bei jedem von beiden einen grundverschiedenen, psychisch bedingten Sinn.

Auch ich bekenne mich zum Glauben an die Einheitlichkeit alles Seins. Und selbst gesetzt den Fall, daß eines Tages noch engere Verbindungen zwischen der anorganischen und der organischen Welt zutage treten sollten, als sie gegenwärtig im Ammoniak und Schwefelwasserstoff, in den Pilzen und den flüssigen Kristallen vorliegen, so würde darin doch kein prinzipieller Widerspruch gegen die biblische Schöpfungsgeschichte zu finden sein. Nur für den Men-

schen wäre mit dieser ein Reservatrecht geltend zu machen.

Von jenem Fall sind wir aber, wie es scheint, noch recht weit entfernt. Selbst den flüssigen Kristallen fehlen wesentliche Eigenschaften des Lebens, gleichviel wie man dieses definieren will. Noch sind sich die Naturforscher selbst über die Möglichkeit eines Überganges vom Anorganischen zum Organischen, geschweige über seine Art nicht im entferntesten einig. So viel Köpfe, so viel Hypothesen über die Entstehung des Lebens. Das Einfachste ist, mit Richter zu erklären: das Leben war von allem Anfang an da. Pflüger sieht den Beginn des Lebens im Cyan, Alten im Stickstoff, Preyer denkt sich die Erde schon ursprünglich als organisches Wesen, das die anorganische Substanz ausgeschieden habe; nach Haeckel geht, wie erwähnt, die Entwicklung von der Monere aus, während Reinke ohne Scheu behauptet, „das Leben auf der Erde verdanke seinen Ursprung der schöpferischen Tätigkeit einer kosmischen Intelligenz", ja selbst bekennt, daß dieser Begriff sich innig mit dem berührt, was der Glaube als „Gott" bezeichnet.

In diesem Sinne sich zur Einheitlichkeit alles Seins zu bekennen, braucht man sich also selbst vor der Naturwissenschaft nicht zu schämen.

Ich tue es aber als Idealist, d. h. ich erschauere nicht, wie Haeckel es will, in Ehrfurcht vor dem Urtierchen, wenn ein solches vorhanden, sondern vor dem großen Geist, der in freier Willensäußerung die Welt einheitlich geschaffen hat. Wer diesen Gott nicht in sich trägt, der wird ihn auch nicht draußen suchen. „Wenn ihr's nicht fühlt!"

Gegen die Annahme einer solchen Einheitlichkeit wiegt freilich schwer der Kampf, den der Geist mit dem Widerstand der Materie zu führen hat. Sprechen die vielen offenbaren Disharmonien in der Natur nicht doch für einen Dualismus weltbewegender Gewalten? Hat Schiller wirklich recht, wenn er sagt: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual"? Welche Unzahl von Lebenskeimen wird verschwendet, bis ein Samenkorn zur Reife gelangt? Sollte darin nicht blinder Zufall herrschen? „Wenn ein Mensch," sagt Lange in seiner „Geschichte des Materialismus", „um einen Hasen zu schießen, Millionen Gewehrläufe auf einer großen Heide nach allen beliebigen Richtungen abfeuerte, wenn er, um in ein verschlossenes Zimmer zu kommen, sich zehntausend beliebige Schlüssel kaufte und alle versuchte; wenn er, um ein Haus zu haben, eine Stadt baute und die überflüssigen Häuser

dem Wind und Wetter überließe, so würde wohl niemand dergleichen zweckmäßig nennen." Und immer wieder stehen wir vor dem Problem des Todes, vor dem Greuel des Krieges, den man für eine Notwendigkeit ausgibt, um die Welt vor Übervölkerung zu bewahren, wie der Bauer die allzu fruchtbare Hündin erschießt und die Katzenjungen ersäuft. Begreift man nicht den Gedankengang jenes Spötters, der erklärte, das einzige, was Gott wegen des Stümperwerkes seiner Schöpfung entschuldigt, ist, — daß er nicht existiert?

War es nicht der Anblick eines Mannes, der in Ausübung eines biblischen Gebotes sich zu Tode stürzte, der Elischa ben Abuja, den „Faust" des Talmuds, zum Gottesleugner machte?

„Die Sünden Gottes" lautet der Titel eines Buches, das Max Widmann einmal einer ausführlichen Besprechung würdigte. Er beschließt sie mit den Worten: „Die stärkste Bejahung solcher pessimistischen Anschauungen über das All dürfte jedoch in der christlich-orthodoxen Lehre von den letzten Dingen liegen, da man wohl die Kritik am Weltgebäude nicht weiter treiben kann, als daß man erklärt, es sei auf Abbruch gebaut und müsse einem besser eingerichteten dereinst Platz machen."

Und da sagt das Judentum gerade heraus: Ja, Gott selbst ist, von dem das Böse und das Gute kommt (Klagelieder 3, 38)?! „Ich bin es und keiner außer mir, der das Licht bildet und die Finsternis, der das Übel schafft und den Frieden stiftet" (Jes. 45, 5)?!

Mag sein, daß es der fortschreitenden Erkenntnis vorbehalten bleibt, dort eine herrliche Vollkommenheit zu entdecken, wo uns jetzt klägliche, blöde Unzulänglichkeit entgegenstarrt. Gewiß ist alles Versagen der Moral nur eine Anklage, die sich gegen die Menschheit selbst richtet und sie anspornen sollte, ihre Wegzeichen anders zu richten. Selbst den physischen Schmerz gänzlich aus der Welt zu schaffen, wird man vielleicht einst Mittel finden. Und meines Erachtens hätte man sie längst gefunden, man hätte vor allem den Bereich des Menschenelends eingedämmt, wenn die Menschheit Geist und Kraft, statt auf Kriegsrüstungen und Mordwerkzeuge, auf Mittel der Lebenserhaltung, auf Laboratorien zur Bekämpfung verheerender Krankheiten, auf gesunde Volkserziehung, auf Volkswohlfahrt im weitesten Sinne des Wortes verwandt hätte.

Man hat gesagt, die Medizin sei ein Unglück für die Menschheit. Sie konserviere minderwertige Individuen, die dann immer elendere Generationen er-

zeugen müßten. Heißt das aber nicht, die Ursache mit der Wirkung verwechseln? Liegt der Grund einer solchen, vom Rassen- und Menschheitsstandpunkt unheilvollen Wirkung der Medizin nicht in dem Tiefstand der allgemeinen Kultur? Kann auf krankem Boden überhaupt Gesundes gedeihen? Trifft der gleiche Vorwurf, wie die Medizin, nicht ebenso die Rechtsprechung, die Pädagogik, kurzum alles, was gut geplant ist und heilsam wirken könnte, aber infolge der Verseuchtheit der Menschheit giftige Früchte tragen muß?

Ich stand mit Freunden am Bosporus, als eine Fliegerbombe in unserer Nähe krepierte und unschuldige Kinder in Stücke riß. „Wo bleibt die Vorsehung?" fragte man mich. Ich war um eine Antwort nicht verlegen. „Jetzt versteht Ihr, weshalb wir Juden, so oft wir irgend eines Unheils erwähnen, das da oder dort, wenn auch noch so fern von uns geschehen, stets hinzufügen: „baawonothenu ha-rabbim", „um unserer Sünden willen". Nicht ein Fatum hat diesen Krieg mit allen seinen zahllosen grausigen Einzelheiten erzwungen. Wir Menschen haben ihn verschuldet. Wir, jeder einzelne von uns sündigt jeden Tag und jede Stunde, die er zu all der Grausamkeit schweigt, die auf Erden geschieht.

Kein Mensch leidet unschuldig, solange hemmungslos schaltet und waltet, was Menschen selbstverschuldeten Schmerz bereitet, und dann freilich mit der Wahllosigkeit einer Naturgewalt Unschuldige wie Schuldige trifft.

„Wehe, wenn sie losgelassen!" sagten schon unsere Alten von dem blinden Wüten der Elemente; „sie unterscheiden nicht zwischen Guten und Bösen!" (Baba kamma 60.) Doch wehe denen, die die Lawine ins Rollen bringen!

Sind aber hiermit alle offenbaren Widersinnigkeiten in den Naturerscheinungen beseitigt?

Augenscheinlich treten auch hier die beiden Lebensdränge zutage, die wir deutlich wahrnehmen in unserem Seelenleben, in unserer Sittlichkeit. Der eine treibt uns aus der geheimsten Tiefe unseres eigensten Ich heraus. Der andere bedrängt uns in den Mächten, die von außen her auf uns wirken. Je nachdem bald der eine, bald der andere siegt, fallen unsere Taten aus: als gut oder böse. Zwischen beiden zu wählen, „zu entscheiden zwischen gut und böse", darin liegt unsere Menschenwürde. Daß wir dem „guten Trieb" (jezer tob) in jedem Falle, und wäre es selbst um den Preis der physischen Selbstvernichtung, zum Siege über den „Trieb des Bösen" (jezer

ha-ra) verhelfen können, das erhebt uns, wie die alten Bibelerklärer lehren, über die Engel, darin liegt unsere Gottesebenbildlichkeit. In der Natur ist es Gott allein, der, nach uns unbekannten Gesichtspunkten, den Sieg des einen oder des anderen Lebensdranges entscheidet. Im Reiche der Sittlichkeit liegt die Entscheidung einzig und allein in unserer Macht. In keinem Falle steht Gott selbst im Kampfe mit einer ihm feindlichen ebenbürtigen Gewalt. Er ist es nur, der im Kampfe zweier einander feindlichen Faktoren Sieg oder Niederlage bestimmt.

Unverbrüchlich waltet in allem Seienden ein Gesetz: keine Ursache ohne Wirkung, keine Wirkung ohne Ursache. In diese unlösbare Verstrickung treten wir mit jeder Tat, mit jedem Schritte ein. In jedem Augenblicke stehen wir, wie Herkules, am Scheidewege. In der Richtung aber, für die wir uns entschieden haben, werden wir von Gewalten fortgezogen, gegen die wir machtlos sind.

Der Weltkrieg und seine maßlose Verlängerung hat uns ja grell genug gezeigt, wie der Mensch, einmal auf verkehrtem Wege, zum willenlosen Sklaven seiner eigenen Erfindungen wird. Die Mordwaffe, die er geschmiedet, kehrt sich gegen ihn selbst.

Wie Schiller sagt: „Der Mensch verarbeitet, glättet

und bildet den rohen Stein, den die Zeiten herbeitragen; ihm gehört der Augenblick und der Punkt, aber die Weltgeschichte rollt der Zufall . . . " oder wie Schiller selbst sich sogleich berichtigt: „ein höherer Verstand".

Das Herz eines Pharao wird „verhärtet" und treibt ihn unaufhaltsam, wie in Stromschnellen, seiner Strafe zu. Und wenn auch „Gottes Mühlen" mitunter „langsam mahlen", jede Tat löst die ihr sittlich entsprechende Wirkung aus nach demselben Gesetz, nach dem kein Sandkorn seine Lage verändern kann, ohne daß von dieser winzigen Umschichtung Wirkungen ausstrahlten ins ganze Weltall. „Die Welt geht ihren Lauf." „Alles wird vom Schöpfer bestimmt, außer — der Tat des freiheitbegabten Menschen." Auch er wird Schöpfer, wird Herr über die Natur, indem er sich überwindet, indem er eins wird mit dem Willen Gottes und damit die Einheit der Schöpfung wiederherstellt, die er einst gestört durch den Abfall von Gott.

Ob es ihm je gelingt? Das Judentum erhofft es in dem Glauben an die Zeiten des Messias. Das Judentum träumt noch immer von einem Paradies der Zukunft. Es bleibt, trotz Schopenhauer, die fröhliche Religion mit dem „lachenden Gotte" (Psalm

2, 4), mit dem unverwüstlichen Optimismus, mit der Förderung jedes Fortschrittes zum Menschheitsideal. Es hofft, daß mit der Zeit doch, um Lichtenbergs Ausdruck zu gebrauchen, die lebendigen Heiligen in der Welt mehr ausrichten werden als die geschnitzten.

Bis dahin, lieber Ernst, müssen wir uns damit begnügen, bis zum äußersten an der Erreichung dieses Zieles mitzuarbeiten. „Der Menschheit ganzer Jammer" muß uns nicht nur „anpacken", sondern auch zu Taten treiben, um ihn zu lindern und einzudämmen. Ihn aufzuheben, bleibt der Zukunft überlassen.

Unser persönliches Lebensziel und unsere Seligkeit erreichen wir aber schon, wenn wir stets „strebend uns bemüht". „Nicht an uns ist die Vollendung", heißt es in den „Sprüchen der Väter". Oder mit anderen Worten, so ungefähr lautet ja wohl der Trost des Dichters:

„Nichts Vollendetes hienieden
Ward je dem Vollendungsdrang.
Doch gibt das Herz sich nur zufrieden,
Wenn es nach Vollendung rang . . ."

Verzeichnis der Namen.

Abbahu 95.
Abraham bar Chijja 85.
Abraham ibn Esra 85.
Abramowicz 138.
Acha 95.
Agricola 77.
Akiba 105.
Alfonso (König) 59.
Alten 188.
Antigonos von Socho 48.
Aristoteles 63.
Auerbach, Berth. 66.
Augustin 101.
Augustus 75.
Baer, v. 125f.
Bastian 104.
Berechja 37.
Bickell 19.
Büchner 68.
Byron 149.
Chijja 73.
Chwolson 35.
Clarapède 70.
Cohen 69.
Cornill 182.
Cuvier 22, 52, 95.
Czolbe 101.
D'Albert 124.
Darwin 22f, 58, 81, 104.
Daumer 139.
De la Mettrie 122.
Delitzsch, Franz 86.
Delitzsch, Friedr. 142.
Demokrit 90.
Diogenes Laërtius 91.
Donolo Sabbatai 130.
Du Bois-Reymond 13, 89.
Edison 124.
Elischa ben Abuja 190.
Emden, Jakob 81.
Empedocles 162.
Eötvös 42.
Faraday 21.
Feuerbach 63, 71f.
Fichte 152.
Förster, Fr. W. 86.
Fouqué 169.
Freytag, Gustav 78.
Gabirol 84f., 96.
George, Stephan 154.

Gersonides 85.
Goethe 59, 100.
Graetz 19.
Grillparzer 168.
Gustedt 125.
Haeckel 11, 14, 16, 19, 20, 22ff., 33, 37, 68, 102, 104, 113, 162, 189.
Halevi, Jehuda 85.
Hamann 143.
Helmholtz 50f., 52, 125.
Heraklit 94.
Herder 83, 131.
Herschel 52.
Hillel 36, 134.
Hirsch, S. R. 88.
Hoekstra 48.
Homer 95, 159.
Hugo, Victor 17, 131.
Humboldt, A. v. 131.
Huxley 21, 155.
Jacoby, L. 8.
James 68.
Jentsch 55, 58.
Jeremias, Joh. 84, 100.
Joël, K. 126.
Jokai 66.
Kant 22, 46, 72, 91, 95, 101.
Kelvyn, Lord 186.
Kepler 52.
Klaatsch 143.
Klostermann 183.
Kopernikus 52, 63.
König 182.
Lamartine 49.
Lange 189.
Laplace 91, 101.
Lazarus 69, 103.
Lessing 79.
Lichtenberg 44, 75, 97.
Linné 22.
Lotze 103.
Mach 162.
Maeterlinck 127.
Max, Gabriel 16.
Marconi 54.
Marx, Karl 81.
Mendelejeff 19.
Mendelssohn, M. 92, 158.
Michelet 130.
Moschos 91.
Neisser 19.
Nestroy 179.
Newcomb 137.
Newton 21, 52.
Nietzsche 78, 89, 149.
Ostwald 68, 118, 123.
Pasteur 184.
Paulsen 67.
Pawlow 57.
Pflüger 188.
Posidonius 91.
Ptolemaeus 63.
Preyer 188.
Raschi 81f., 90, 135, 181.
Rauwenhoff 48.
Reinke 89, 118, 188.
Richter 188.
Riehm 55.
Robespierre 49.

Saadja 90, 94.
Sanson 104.
Schiller 51, 64, 189, 194.
Schimon 78.
Schleiden 130.
Schmidt, C. 102.
Schopenhauer 150, 195.
Secchi 184.
Siegfried 182.
Smend 182.
Spinoza 42ff.
Stade 182.
Steinthal 69.
Stern, M. L. 115, 124.
Stevenson 154.
Strindberg 173, 184f.
Sunchoniathon 91.
Tacitus 183.
Thales 91.
Troels-Lund 98.
Virchow 18, 36, 103.
Waldthurm 119.
Weis, L. 125.
Weismann 26.
Whitman 154f.
Widmann 190.
Wiessner 94.
Wildeboer 182.
Wyclif 154.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22298 7064